Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Româno-Germane

Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicaţie semestrială a Societăţii Germano-Române

Jahrgang XV, Heft 2, Winter 2012

Markus Bauer — **Das Mirakel von Temeswar**
Zum 40. Jahrestag der „Aktionsgruppe Banat“

Bernhard Spring — **Bună dimineaţa, domnule ...**
Eine Lesereise durch Rumänien

Edda Binder-Iijima — **„Rheintochters Donaufahrt“**
Carmen Sylvas Geschichte und Geschichten an der Donau

Othmar Kolar — **Die Vereinigung von Bessarabien mit Rumänien**
Rumänien und Bessarabien 1918

Cristina Adina Stinghe — **Vom Ostblockstaat zum Partner des Westens?**
Rumäniens Weg in die Europäische Union

Patrick Roesler — **Rumänen in Ostspanien**
Migranten zu Chancen und Schwierigkeiten der Integration

Tony Krönert — **Kalte Schulen und klamme Kassen**
Zur Notwendigkeit von Heizungsmodernisierungen in Rumänien

Thomas Schares — **„Eine deutsche Methode, kein Geld aus dem Fenster zu werfen.“**
Zur Bedeutung des Adjektivs „deutsch“ für Rumänen

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (v.i.S.d.P.)
Dr. Silvia Machein
Kirsty Otto
Marianne Theil
Robert Vitalyos

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.
Auflage: 600. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.
Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter: www.deruge.org, Onlinehefte.

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) kostenlos.
Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60,- €, ermäßigt 30,- € (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt).
Beiträge sind steuerlich absetzbar.
Von Nicht-Mitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende.

Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar.
Gerne stellen wir Ihnen eine Spendenquittung aus.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft
Postbank Berlin
Konto-Nr.: 230108
BLZ: 100 100 10
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Internet: www.deruge.org ISSN 1618-1980

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

vor 160 Jahren wurde Ion Luca Caragiale in Haimanale (heute: I. L. Caragiale) in der Walachei geboren und vor 100 Jahren ist er als der bedeutendste rumänische Dramatiker im Exil in Berlin verstorben. Die Deutsch-Rumänische Gesellschaft hat das Caragiale-Jahr mit verschiedenen Veranstaltungen begangen.

Am 30. März veranstaltete die DRG mit dem Rumänischen Kulturinstitut Berlin (ICR) einen Caragiale-Tag, an dem mehrere Filme gezeigt wurden und Gelu Ionescu und Liviu Papadima über Leben und Werk des Schriftstellers sprachen. In Zusammenarbeit mit dem Jugendzentrum M24 in der Pankower Mühlenstraße 24, in dessen Räumen sich von 1954 bis 2001 die Caragiale-Bibliothek befunden hatte, organisierte die DRG am 9. Juni ein Festprogramm. Im Mittelpunkt standen dabei Texte des Autors sowie der Film „Das Brot des Exils" von Alexandru Salomon. Im Anschluss wurde eine Fotoausstellung mit Bildern um das Caragiale-Denkmal und die Bibliothek eröffnet. Einige der Fotos, die uns die Janusz-Korczak-Bibliothek freundlicherweise zur Verfügung stellte, finden Sie auch hier veröffentlicht.

Auch im Jubiläumsjahr hätte Caragiale reichlich Stoff für neue bissige Komödien gefunden: Von den Umständen, die zum Absetzungsverfahren des Staatspräsidenten Băsescu führten, über die Ursachen des Verschwindens des italienischen Mastertitels aus dem Lebenslauf des Regierungschefs bis zu den Beweggründen, warum dem Nationalrat für die Anerkennung von Universitätsdiplomen während der bereits laufenden Sitzung das Recht aberkannt wurde, die unter Plagiatsverdacht stehende Doktorarbeit des Premierministers Ponta zu untersuchen, und und und…

Ion Luca Caragiale lebt!

Ihr
Josef Sallanz

Inhalt

4 Markus Bauer
Das Mirakel von Temeswar

6 Bernhard Spring
Bună dimineaţa, domnule ...

9 Edda Binder-Iijima
„Rheintochters Donaufahrt"

12 Othmar Kolar
Die Vereinigung von Bessarabien mit Rumänien 1918

15 Cristina Adina Stinghe
Vom Ostblockstaat zum Partner des Westens?

18 Patrick Roesler
Rumänen in Ostspanien

21 Tony Krönert
Kalte Schulen und klamme Kassen

23 Thomas Schares
Zur Bedeutung des Adjektivs „deutsch" für Rumänen

26 Neue Bücher
- Georg Hoprich: Bäuchlings legt sich der Himmel. Gedichte *(Maria Irod)*
- Julia Schiff: Reihertanz. Roman *(Edith Ottschofski)*
- Dana Grigorcea: Baba Rada. Roman *(Iulia Dondorici)*
- Jan Koneffke: Die sieben Leben des Felix Kannmacher. Roman *(Cosmin Dragoste)*
- Harald Zimmermann: Der Deutsche Orden in Siebenbürgen *(Udo Arnold)*
- Heiko Haumann: Dracula *(Peter Mario Kreuter)*
- Constanţa Vintilă-Ghiţulescu: Liebesglut. Liebe und Sexualität in der rumänischen Gesellschaft 1750–1830 *(Anke Pfeifer)*
- Gabriel Badea-Păun: Carmen Sylva *(Bernhard Lauer)*
- Thede Kahl, Larisa Schippel (Hrsg.): Leben in der Wirtschaftskrise *(Markus Bauer)*
- Bálint Balla, Wolfgang Dahmen, Anton Sterbling (Hrsg.): Korruption, soziales Vertrauen und politische Verwerfungen *(Wim van Meurs)*
- Martin Rill (Hg.): Der Mensch. Der Fluss. Malerei der Donauländer *(Hanna Nogossek)*
- Swantje Küttner, Arthur Pelchen: Eine Reise ums Schwarze Meer *(Claudiu Zippel)*
- Martin Kulinna: Hinter den sieben Bergen … *(Josef Sallanz)*

Caragiale-Jahr 2012. Ansprache von Steffen Hackert vom Jugendzentrum M24 im Rahmen des Festprogramms am 9. Juni 2012 anlässlich der Enthüllung des gereinigten Caragiale-Denkmals vor der ehemaligen Caragiale-Bibliothek in der Mühlenstraße 24, Berlin-Pankow. Foto: Josef Sallanz

Zum 40. Jahrestag der „Aktionsgruppe Banat“

Das Mirakel von Temeswar

Von Markus Bauer

Als im westlichen Europa Geborener kann man die Enstehung und die Existenz der „Aktionsgruppe Banat“ im kommunistisch regierten Rumänien Anfang der 1970er Jahre nur schwer nachvollziehen. So unwahrscheinlich, den westlichen Vorstellungen vom Ostblock fundamental widersprechend ist die Tatsache, dass in der tiefen Provinz eines kommunistischen Staates junge Autoren aus der deutschsprachigen Minderheit eine unabhängige Schriftstellergruppierung bildeten: Nicht heimlich, sondern dies eine lesende Öffentlichkeit (und damit auch die staatlichen rumänischen Überwachungsbehörden, also die Securitate) wissen lassend, öffentlich Lesungen veranstaltend, Interviews gebend, ihre Literatur in Zeitungen, Zeitschriften, im Radio und in Büchern publizierend. Doch nicht genug damit, ihre Literatur nahm aktuelle intellektuelle Tendenzen aus dem westlichen Ausland auf, provokante Theorien zur Gesellschaftsveränderung und zur Rolle der Kunst in der Gegenwart. Als ob es die Überwachung nicht gäbe, versuchten die jungen Autoren, Freiräume in Anspruch zu nehmen, Kontakte nach West-Deutschland zu pflegen, ihre Texte zu publizieren und sich so ein Publikum zu schaffen. Alles begann mit einem „Rundtischgespräch“ von Studenten, angehenden Lehrer und Journalisten, die sich in ihren Kreisen schon einen Namen gemacht hatten und so eine literarische Zusammenarbeit in Temeswar/Timişoara ermöglichten.

Im Redaktionsbüro der minderheitsdeutschen *Neuen Banater Zeitung* in Temeswar trafen sich Anfang April 1972 junge Schriftsteller zu einem Gespräch mit Redakteuren über literarische Innovationen, neue Theorieansätze und Politik. Das Gespräch erschien gedruckt in der Studentenbeilage *Universitas* und einige Wochen später nannte ein Kritiker der Hermannstädter *Woche* die jungen Schriftsteller „Aktionsgruppe“ – eine der bemerkenswertesten Vereinigungen in der deutschsprachigen Literatur hatte ihren Namen gefunden (wobei die Schriftsteller selbst noch die regionale Bezeichnung hinzufügten). Die ausserordentliche Lyrik und Prosa der Aktionsgruppe Banat im kommunistischen Rumänien war aktuell und provokativ, andere als die in der deutschen Minderheit üblichen, traditionell-konservativen Lektüren hatten die Weltsicht dieser Studenten geformt – und ihre Texte sollten die deutschsprachige Literatur aus dieser ganz unerwarteten Ecke hinter dem Eisernen Vorhang bereichern.

Die äußeren Bedingungen der über die Aktionsgruppe hinausreichenden Temeswarer Literaturszene jener Zeit war in der Tat durch eine besondere Phase der Lockerung der im Stalinismus der 1950er und ´60er Jahre noch äußerst rigiden und mitunter lebensgefährlichen Überwachungspraxis geprägt. Der neue Parteichef Ceauşescu hatte nach seinem Antritt 1965 eine Reihe von im Westen mit großem Wohlwollen beobachteten außenpolitischen Maßnahmen realisiert: Als erster Staat des Warschauer Pakts hatte Rumänien mit der Bundesrepublik diplomatische Beziehungen aufgenommen, die eine bereits bestehende ökonomische Bevorzugung des westdeutschen Staates gegenüber der DDR dokumentierten. Als die Sowjetunion die Reformbewegung in der tschechoslowakischen KP im Frühling 1968 mit den Panzern des Warschauer Pakts niederwalzen ließ, sprach sich der rumänische Parteichef nicht nur dagegen aus, sondern verweigerte seinen Verbündeten die Teilnahme an dem Überfall. Die Reaktionen im Westen waren äußerst positiv auf diese scheinbare Eigenständigkeit der rumänischen Staatsführung. Diese Unerhörtheiten im Kalten Krieg ermöglichten im Inneren Rumäniens zumindest den Versuch, die Grenzen dieser Lockerungen auszutesten.

Für die Literatur sensibilisiert wurden einige der Teilnehmer der Aktionsgruppe bereits als Schüler der engagierten Lehrerin Dorothea Götz in Großsanktnikolaus/Sânnicolaumare, die neben den vorgeschriebenen „patriotischen Dichtern“ meist aktuelle zeitgenössische Literatur wie Paul Celan und Ingeborg Bachmann lehrte. (Als Richard Wagner, der *primus inter pares*, seine ersten Gedichte noch als romantische Stilübung verfasste, gab ihm die Lehrerin quasi zur Abgewöhnung Hugo Friedrichs „Struktur der modernen Lyrik“ zu lesen.) Unterstützung fanden die Schüler auch bei Paul Schuster, der in der von ihm betreuten Bukarester Zeitschrift *Neue Literatur* eine „Schülersondernummer“ mit den Texten der späteren Gruppe druckte, und in Temeswar bei dem umtriebigen Nikolaus Berwanger von der *Neuen Banater Zeitung*. Berwanger hatte Funktionen in der Regionalleitung der Kommunistischen Partei, verstand sich aber auch als engagierter Impresario der Banater Literaturszene.

Als entscheidend für die Herausbildung ihrer Banater Version der engagierten Pop-Literatur muss angesehen werden, dass sich die minderheitlichen Lesebegeisterten alle interessanten Bücher aus der Bundesrepublik besorgen konnten,

Die „Aktionsgruppe Banat“ 1974 in der Marosch bei Periam Port. V.l.n.r.: William Totok, Werner Kremm, Richard Wagner, Johann Lippet, Rolf Bossert und Anton Sterbling. Unter Wasser: Albert Bohn, Gerhard Ortinau und Ernest Wichner.
Foto: Archiv Richard Wagner

die die revoltierende Jugend der „68er“ rezipierte. So lasen die Banater Walter Benjamin, Theodor W. Adorno, Bertolt Brecht, Herbert Marcuse und die Wiener Gruppe unter strikter Absetzung von den Traditionen ihrer Minderheit. In zeittypischer strenger Kleinschrift hob der spätere Soziologe Anton Sterbling hervor, dass am „’einbruch der modernen’ in den rumäniendeutschen kulturraum“ das „neue realitätsbewußtsein“ stand. „Man konnte sich nach selbsterarbeiteten Kriterien definieren und von den anderen abheben“, hält der in Rumänien gebliebene Werner Kremm rückblickend „die Erarbeitung eines politischen und ästhetischen Bewusstseins“ für das Wesentliche dieser Erfahrung: „neben einer fürs damalige alter normalen gruppenbildung [geschah die] fortsetzung der formung einer kritischen weltsicht, die uns bereits im gymnasium mitgegeben wurde durch gute lehrer und damit die distanziertere und in unseren augen objektivere sicht auf eine gesellschaftliche realität, bei – zu beginn der 70er jahre und im nachklang an den bukarester frühling – durchaus positiver einstellung zur gesellschaft.“

Vielleicht genauso bezeichnend wie die Lektüren war aber auch, dass die Rebellen das Dialektsprechen in der Gruppe abschafften – eine Notwendigkeit für die Jungdichter, die der von verdächtigen Traditionen kontaminierten Minderheitenkultur misstrauten. Erstaunlich bleibt die Qualität vieler Gedichte wie etwa das herausragende Oeuvre von Rolf Bossert oder an Brecht geschulter Lyrik von William Totok oder Albert Bohn: *„sei freundlich // sei freundlich zu allen und wäge / nicht lange deine Worte / laß sie lieber wie Münzen durch die Finger rollen // und freue dich an ihrem Kichern / gib das gute Wort wie man milde Gaben gibt: / ohne viel zu denken // [...].*“

Die Banater Jungdichter beanspruchten eine Zeitgenossenschaft, die sie mit den Jugendlichen fast aller ‘entwickelten’ Staaten teilen konnten. Und entsprechend beschäftigten sie sich mit dem Vietnam-Krieg oder der Entwicklung in Chile, wie sie ein Gedicht Johann Lippets reflektiert, aber auch eine Reihe von Texten seiner Kollegen. Auch die Idolisierung Che Guevaras spielte hier eine Rolle wie die Musik der Rolling Stones und anderer Bands. (Ein Gedichtband Wagners Anfang der 80er Jahre hieß „Hotel California“.) Überraschend auch wie sehr ihre Probleme denen der Altersgenossen in der Bundesrepublik glichen, so dass das Thema der Nazibegeisterung der Elterngeneration und deren Beteiligung an den Verbrechen der Deutschen während des Zweiten Weltkriegs auch diese Banater Jugend umtrieb. „Wir waren auch mal jung, sagt der Vater. Und was habt ihr da alles gemacht, sagt Frank. Unterhalten haben wir uns, aber nicht so. Wir sind doch kein öffentliches Haus. Geschossen habt ihr, sagt Frank. Geschossen geschossen geschossen“, lässt Gerhard Ortinau in einem Prosastück „Party auf dem Lande“ drastisch die Positionen im Generationskonflikt aufeinander prallen. Nicht einmal in der sich ebenfalls möglichst von der gesellschaftlichen Realität der rumänischen Gesellschaft im Kommunismus abgrenzenden deutschen Minderheit der Banater Schwaben fand die „Aktionsgruppe“ ihre Verbündeten. Gerhard Ortinau sieht die Situation der „Aktionsgruppe Banat“ in dem Satz bezeichnet „Wir hatten nur Feinde“.

Auch mit der Nachkriegsgeschichte ihrer Minderheit begannen sich die Aktionsgruppler zu beschäftigen. Johann Lippet wagte bereits Anfang der 1970er Jahre öffentlich die Deportationen durch das stalinistische Regime aufzugreifen. Bevor das Thema durch Herta Müllers „Atemschaukel“ in die Weltliteratur einging, hat Lippet bereits große Aufregung bei der Securitate durch seine Beiträge zum Thema der Deportationen hervorgerufen. „Dennoch waren wir nicht eigentliche Dissidenten“, präzisiert Richard Wagner im Nachhinein entstandene Kategorisierungen, „sondern nahmen uns Dinge heraus, die wir für selbstverständlich hielten.“ Schließlich konnten einige der Autoren – auch nachdem 1975 die Securitate zuschlug und William Totok mehrere Monate in Untersuchungshaft nahm – weiterhin in Zeitschriften publizieren und mehrfach noch Gedichtbände vorlegen. Wie eng allerdings die Überwachung durch Spitzel im engsten Umfeld der Gruppe war, belegten erst nach Ende des kommunistischen Regimes die zugänglich gewordenen Securitate-Akten.

Dieses düstere Thema wie auch die Verkürzung der Temeswarer Literaturszene und ihrer Geschichte auf die Funktion einer Station auf dem Entwicklungsweg der Nobelpreisträgerin Herta Müller (die nicht direkt zur „Aktionsgruppe“ gehörte) haben das eigene literarische Profil der „Aktionsgruppe Banat“ im Nachhinein verzerrt und vielfach verschüttet. So gibt es bis heute keine vollständige Sammlung der in zahlreichen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern gedruckten Texte. Ernest Wichner, Direktor des Literaturhauses Berlin und wichtiger Übersetzer aus dem Rumänischen, hat 1993 und 1994 längst vergriffene Auswahleditionen herausgegeben, dennoch ist das literarische Gesicht der „Aktionsgruppe“ auch 40 Jahre nach ihrer Entstehung nur lückenhaft zu erkennen. Die möglichst vollständige Präsentation der „Aktionsgruppe Banat“ könnte zeigen, dass ein wesentlicher Teil der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur in Temeswar geschrieben wurde.

Dr. Markus Bauer lebt als freier Kulturhistoriker und Journalist in Berlin.

Werner Kremm, Ernest Wichner, Johann Lippet, William Totok, Anton Sterbling und Gerhard Ortinau (v.l.n.r.) auf der Tagung „40 Jahre ´Aktionsgruppe Banat´. Akteure und Texte – Mitstreiter und Begleiter“ im April 2012 an der West-Universität Temeswar/Timişoara. Foto: Zoltán Pázmány

Eine Lesereise durch Rumänien

Bună dimineaţa, domnule ...

Von Bernhard Spring

Für Rumänien besteht seitens des Auswärtigen Amtes keine Reisewarnung. Im Gegenteil: Nach einer Beratung durch den Tropenmediziner des Vertrauens, einer Rundumimpfung gegen Hepatitis A und B (und alles, was das Robert-Koch-Institut sowieso schon empfiehlt) und ausgerüstet mit Mückenspray gegen diese blutsaugenden Insekten, die das West-Nil-Virus verbreiten… nun, dann darf ganz getrost eingereist werden in das Land am Karpatenbogen. Das Auswärtige Amt übernimmt natürlich keine Haftung für alle dennoch eintreffenden Übel an Körper und Koffer.

Trotz dieser Hinweise wurde mir erst, als ich auf dem Budapester Ostbahnhof angekommen war, bewusst, dass diese Lesereise nicht wie meine bisherigen verlaufen würden. Natürlich hatte ich schon vorab einiges Geld gewechselt, hatte ab und zu die Nase in ein Langenscheidt-Wörterbuch gesteckt und mich mit den Zugfahrplänen auseinandergesetzt. Aber so richtig greifbar wurde das ganze Vorhaben erst in Budapest, wo ich einen scheinbar endlosen Nachtzug bestieg, der mich zunächst nach Kronstadt/Braşov bringen sollte. Ähnlich musste sich Franz Grillparzer ein paar Jahre zuvor gefühlt haben, als er die Donau hinunter schipperte und in Belgrad das Ende der zivilisierten Welt ausmachte. Prompt glaubte er, weiter flussabwärts den Tod erleiden zu müssen…

Ganz so beklemmend fühlte ich mich in dem engen Schlafabteil zwar nicht, aber ich spürte doch, dass all die Gedanken und Abläufe, die mich in meiner sachsen-anhaltinischen Heimat tagtäglich beschäftigten, in der kommenden Zeit an Gültigkeit verlieren würden. Mein Ausflug nach Rumänien würde nicht mit Lesereisen in Österreich, Dänemark oder Tschechien vergleichbar sein – sondern vollkommen anders.

Ich hatte mich ganz bewusst für eine Reise per Zug entschieden, obwohl Bukarest und auch Hermannstadt/Sibiu mit dem Flugzeug von Halle aus recht leicht zu erreichen sind. Aber für gewöhnlich sind Zugreisende gesprächiger, weil sie gemächlicher vorankommen, länger zusammensitzen – und früher oder später immer ins Gespräch kommen. Ich reiste also über München, Wien und Budapest nach Kronstadt, meiner ersten Lesestation. Insgesamt war ich 27 Stunden unterwegs, wobei meine Sprechorgane (als auch mein Sitzfleisch, nebenbei bemerkt) ausgiebig beansprucht wurden.

In München lernte ich etwa eine ungarische Dolmetscherin kennen, die auf dem Weg nach Budapest war, um dort die Miete für die Wohnung ihrer Mutter zu bezahlen. Allmonatlich fuhr sie nach Ungarn. Sie berichtete mir von ihren ersten DDR-Besuchen und den schleichenden Veränderungen, mit denen Viktor Orbán die Demokratie aushebelte. Ab Budapest teilte ich mir das Abteil mit einem Tätowierer aus Alba Iulia, der sich auf der Rückreise von Wien befand. Auf der Hinfahrt war er nachts bestohlen worden und sein Bericht darüber verschaffte mir einen ersten Eindruck in das rumänische Verkehrswesen: Die Züge seien unpünktlich, die Schaffner korrupt, das Gepäck permanent gefährdet. Mario – so hieß der Hautverzierer – sprach's grollend in einer Mischung aus Englisch und Wiener Kauderwelsch, drehte sich zur Wand und schnarchte. Ich fand nach diesen abenteuerlichen Räuberpistolen und nicht zuletzt wegen des dritten Bettgestells, das mir in jeder Kurve auf die Schulter krachte, natürlich weniger leicht in den Schlaf.

Meine Lesereise war von langer Hand geplant worden. Rohtraut Wittstock, Chefredakteurin der *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien (ADZ)*, hatte mich zuerst unverbindlich nach Rumänien eingeladen. Ich stand der ganzen Idee aufgeschlossen gegenüber, aber erst nachdem mich auch die Schriftstellerin Gabriela Adameşteanu am Rande der Leipziger Buchmesse 2011 in ihre Heimat einlud, begann das Vorhaben allmählich, Konturen anzunehmen. Nach einigen Monaten der Koordination engagierten sich auf deutscher Seite die ehemalige Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt (SPD), das Bundesinstitut für Medien und Kultur sowie das Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm für die geplante Lesereise, auf rumänischer Seite das Demokratische Forum der Deutschen im Kreis Kronstadt und die Deutschen Kulturzentren in Hermannstadt und Temeswar/Timişoara. Bald standen vier Termine in den genannten Städten fest, dazu eine Lesung vor Schülern des Nikolaus-Lenau-Lyzeums in Temeswar.

Ich selbst kannte Rumänien nur vom Geschichtsstudium, flüchtig aus den Nachrichten und von meiner Arbeit für die *ADZ*, für die ich gelegentlich schrieb. Am meisten freute ich mich eigentlich auf die kulinarischen Seiten des Landes – und auf ein Interview mit der Sängerin Paula Seling, die zwei Jahre zuvor während des Eurovision Song Contests in Oslo mit dem Duett „Playing with fire" europaweit für Aufmerksamkeit gesorgt hatte. Von einem Gespräch mit ihr und dem rumänischen Nachwuchsautor Filip Florian erhoffte ich mir, Einblicke in das Denken und Hoffen der jüngeren Künstlergeneration zu erhalten – denn was mir Frau Adameşteanu aus der Sicht der etablierten Literaten über den aktuellen Zeitgeist am Karpatenbogen geschildert hatte, klang alles andere als zuversichtlich: „Die Erwartungen nach dem Ende des Sozialismus waren einfach zu groß", hatte sie mir schon im Februar 2011 gesagt. „Die Menschen glaubten, es würde alles besser werden. Doch die alten Machthaber blieben in Amt und Würden und eigneten sich den Staatsbesitz an. So sind die Geheimdienstagenten und Politiker von einst durch dunkle Machenschaften zu großen Kapitalisten geworden, während die einfache Bevölkerung zum großen Teil in einer schlechten Lage lebt. In der gegenwärtigen Literatur bilden somit

Armut, Frust und Korruption die größten Motive."
Irgendwann in der Nacht, als wir durch Alba Iulia kamen, verließ mich Mario. Wir hatten uns zuletzt die Zeit damit vertrieben, uns gegenseitig ein paar Brocken der eigenen Muttersprache näherzubringen. Ich quälte mich dabei an dem einfachen „Guten Morgen"-Gruß, der sich für mich als Zungenbrecher erwies (Alles andere von „Guten Tag" bis „Gute Nacht" war dank Langenscheidt längst vertraut), und musste Mario seine irrige Vorstellung vom FKK austreiben, der darunter alle möglichen Schweinereien verstand und enttäuscht war, als ich ihm diesen Glauben nahm. Zum Schluss meinte er etwas amüsiert, dass der Begriff doch völlig überflüssig wäre – immerhin bedeute das Wort Nudismus ja im Grunde genommen dasselbe.
Ab Alba Iulia war ich also allein und zum ersten Mal fiel mir auf, dass es bei der rumänischen Bahn offensichtlich nicht üblich ist, Durchsagen zu machen. Ich saß also lange Stunden sprungbereit mit meinem gesamten Gepäck am Fenster und fahndete, sowie der Zug abbremste, jedesmal nach dem Ortsschild am Gleis, um bloß nicht *Braşov* zu verpassen. Irgendwann tauchte tatsächlich das erwartete Schild auf, ich entstieg dem Koloss aus Stahl und Ruß und fand am Bahnsteig in Wolfgang Wittstock nicht nur den Leiter des örtlichen Demokratischen Forums, sondern auch einen agilen, zuvorkommenden älteren Herrn, der keine Sekunde zögerte, in einem rekordverdächtigen Tempo in einen sechsspurigen Kreisverkehr einzubiegen, dass es mir glatt den Atem verschlug.
Er fuhr mich bis zum Hotel, wir verabredeten uns für den folgenden Abend zum Essen und ich machte mich auf eigene Faust auf, die Stadt zu erkunden: Kronstadt ist eine geteilte Stadt. Das Zentrum und der östliche Teil erinnern mit ihrer sozialistischen Plattenbauweise stark an ihre ostdeutschen Entsprechungen, an die Karl-Marx-Stadt, Halle-Neustadt – so etwas tut allerorts weh, weil es zum einen sehr trostlos erscheint und sich zum anderen an den unsanierten Blöcken der ausgebliebene Wandel, Sinnbild der enttäuschten Hoffnungen nach der Wende, ablesen lässt.
Doch abseits davon hat sich Kronstadt seinen historischen Kern bewahrt, ich schlenderte gern über den Marktplatz, vorbei an der Synagoge, der Schwarzen Kirche, der orthodoxen… wenn nicht all die Bettler wären! Immer dann, wenn ich gerade ganz im Anblick einer hübschen Häuserzeile oder in meinen Gedanken zu versinken drohte, in der Schlange vor dem Bäcker etwa, drehte sich die vor mir wartende Frau plötzlich um und hielt die Hand auf, unverständliche Brocken murmelnd. (Mit der Zeit bemerkte ich aber, dass das eigentliche Übel nicht die Bettler waren, sondern Kaufland und Lidl heißt.)

Bernhard Spring auf der Zinne/Tâmpa, dem Gipfel des Hausbergs von Kronstadt/Braşov. Foto: Archiv Bernhard Spring

Bezüglich Kronstadt ist der Baedeker allerdings nicht gut informiert. Da sollten über Braşov nur die kümmerlichen „Reste einer Festung" zu finden sein – und am selben Ort stand ich nun vor einer ausgewachsenen Burg, die mit einer dicken Schneeschicht überzogen hoch über der Stadt thronte.
Den Aufstieg hatte ich mir mit drei Rumänen aus der Umgebung geteilt, die mir zufällig über den Weg gelaufen waren und dasselbe Ziel hatten. Nach einem heiteren Rutschen und Schieben den vereisten Berg hinauf mussten wir allerdings feststellen, dass die Burg im Winterschlaf verharrte. Daria, Deutschlehrerin für rumänische Unternehmen, klopfte entschlossen an das Tor, jemand fragte nach der Parole, sie rief etwas amüsiert „Liebe und Ehre" und ein ebenso amüsierter Burgwächter öffnete uns. Eigentlich sei die Festung bis Mitte März geschlossen, meinte er, aber wo wir schon einmal hier wären… Er führte uns durch die Burg, zeigte uns Ritterrüstung und Wandfries, Armbrust und Wappen – und die herrliche Aussicht auf das aus dem anbrechenden Dunkel aufleuchtende Lichtermeer im Tal.
Anschließend luden mich meine neuen Bekannten zum Essen ein – keine Widerrede, sagte George, der Gemüsehändler, mit Nachdruck: Das sei die rumänische Gastfreundschaft. Und während wir im Festival 39 versackten, wurde die Tischrunde plötzlich gefühlsduselig. Da war von unerfüllter Liebe, von lieblosen Hochzeiten, von heimlichen Gefühlen zu Verheirateten die Rede, immer wieder wurden Augen glasig und ein weiteres Bier bestellt. Auf so viel Romantik war ich nach der langen Anfahrt gar nicht eingestellt. Aber das kam dann doch noch, nach dem vierten, fünften Bier und fernab der Liebsten…
Am 21. Februar las ich im Festsaal des Demokratischen Forums aus „Die verschwundene Gräfin", einem historischen Roman aus der Mitte des vorletzten Jahrhunderts um Joseph von Eichendorff. Das Publikum war gesprächig, der Reporter der *Karpatenrundschau* auch und mehr noch Herr Wittstock bei dem anschließenden Essen, das zugleich den Abschied von Kronstadt einläutete. Am folgenden Morgen bestieg ich den Zug nach Temeswar – oder besser gesagt, zunächst nach Arad. Für die rund 400 Kilometer bis in das Banat benötigte ich mit dem Zug mehr als zehn Stunden. Und so lernte ich wieder einmal auf die für mein Hinterteil harte Tour, dass Rumänien zu erkunden viel Geduld und noch mehr rektale Polsterung erfordert. Die Loks könnten zwar bis auf 120 km/h beschleunigen, das Schienennetz ist aber mancherorts so marode, dass sie streckenweise nur 40 km/h fahren können. Es war also ein beständiges Anfahren und Abbremsen, ein Zuckeln und Ruckeln, das mich erst nervös, dann aber doch etwas schlaftrunken machte.
Ich vertrieb mir die Zeit mit der Lektüre der jüngsten Ausgaben der *ADZ*, mit Schreiben und Aus-dem-Fenster-

Starren. Zwischen Kronstadt und Arad war ich noch bestens aufgelegt, wie beigefügtes Gedicht belegt:

Über Einsamkeit

In der Steppe von Rumänien
rauften sich mal zwei Hyänien
um ein kleines Meeresschwein.

Was macht auch so ein dummes Kleinvieh
zwischen Deva und Piteşti
ganz allein?

Das änderte sich allerdings schlagartig in Arad. Zwei Schulmädels plauschten auf dem ganz trostlosen Bahnhof mit mir. Sie wollten lediglich nach Temeswar, anderthalb Stunden von hier, ich hingegen war schon seit acht Stunden unterwegs. Die Mädels kicherten alle halbe Meter über den Blondschopf aus Deutschland, und als der Zug einfuhr, schleiften sie mich kurzerhand mit sich – als wüssten sie, was mich erwartete. Denn wenn es eins gibt, wovor alle Reiseführer, die ich gelesen hatte, warnten, dann vor der rumänischen Regionalbahn, die als Mülleimer auf Rädern beschrieben wurden. Bislang war ich um diese Erfahrung drum herum gekommen, in Arad aber rümpften auch die Mädels ihre Nasen und zogen von Abteil zu Abteil, ohne sich für einen Sitzplatz begeistern zu können. Aber besser wurde es nicht. Resigniert nahmen sie irgendwo Platz – und schluckten schwer, als eine ebenso übergewichtige wie stark riechende Romni das Abteil betrat. Sie war in beider Hinsicht atemberaubend. Mir stiegen Tränen in die Augen. Die Romni schwatzte mit großen Gesten in ihr Handy und schien unsere Atemnot nicht mitzubekommen. Nur einmal unterbrach sie das Gespräch, um dem Schaffner klarzumachen, dass sie keinen Fahrschein hatte. Er ließ sie sitzen und sie telefonierte weiter. Irgendwann zog sie ein Bündel Scheine aus der Tasche und zählte das Geld immer wieder – geschätzt das Zehnfache des Fahrpreises…

In Temeswar angekommen, flüchteten die Mädels regelrecht aus dem Zug. Ich folgte ihnen nachdenklich. Irgendwie wartete ich immer noch darauf, dass jemand aus der Deckung springen und rufen würde: „Versteckte Kamera! Verstehen Sie Spaß?“

Temeswar gefiel mir weit weniger als Kronstadt, was vielleicht an den Schneemassen und dem nebligen Wetter lag, vielleicht auch an der ziemlich heruntergekommenen Innenstadt. Immerhin fand ich einen Weinkeller, der mich freudig aufnahm.

Blick vom Kronstädter Marktplatz/Piaţa Sfatului in Richtung Rossmarkt/Str. George Bariţiu, Februar 2012. Foto: B. Spring

Nachdem ich vor den Schülern des Lenau-Lyzeums aus meinen Gedichten und Erzählungen gelesen hatte, die im *Eulenspiegel* und ähnlichen Scherzzeitschriften erschienen waren, führten mich die Schüler in die Grundzüge des Lenau-Deutschs ein, einem Dialekt, der sich aus der österreichischen Behördensprache und starken Fehlübersetzungen aus dem Rumänischen entwickelt hatte. Bald aber kreisten unsere Gespräche ebenso wie die nach meiner abendlichen Lesung, die auch vom Konsul besucht wurde, ausschließlich um – Abwanderung. Nahezu jeder Jugendliche, mit dem ich sprach, spielte mit dem Gedanken daran, seine Heimat zu verlassen. Einige besuchten nur aus diesem Grund das deutschsprachige Gymnasium.

In Temeswar lernte ich nach meiner Lesung den Leipziger Nachwuchsautor Paul Jeute kennen, der unter dem Pseudonym Micul Dejun in Siebenbürgen eine gewisse Bekanntheit genießt. Er fuhr mit mir nach Hermannstadt, berichtete über Reisen in die Republik Moldau, in die Ukraine und nach Georgien und half mir, mein rumänisches Vokabular aufzubessern. In Hermannstadt bewohnte er eine kleine Wohnung, in die er sich zurückzog, um zu schreiben, wie nun auch.

Ich hingegen wurde von einer Mitarbeiterin vom Kulturzentrum am Bahnhof abgeholt, zur Pension gebracht, zum Essen eingeladen, durch die Stadt geführt und beinah noch an der Hand gehalten, so sehr kümmerte sie sich um mich.

Nach der Lesung stand ich noch dem Mann von TVR1 Rede und Antwort, dann zog mich schon eine Gruppe von Kulturinteressierten in das nächstbeste Restaurant – und hier sollte ich vielleicht auf die rumänische Küche eingehen: Sie ist süß und würzig zugleich und wenn der Wein nicht wäre, könnte ich glatt heimisch werden in ihr. Der größte Unterschied zur deutschen Gastronomie besteht wohl darin, dass es an Zusatzstoffen aus der Lebensmittelindustrie fehlt. Beim Bäcker an der Ecke wuchten noch zwei stämmige Omas den Teig, im Restaurant lassen sich die reinen Aromen der Speisen herausschmecken – ein Genuss, der mich wenig Geld, aber endgültig meinen Waschbrettbauch kostete.

Und genauso habe ich Rumänien insgesamt erlebt: In allem Schönen steckt auch etwas Melancholisches, ohne das es ganz tragisch werden würde. Am Ende meiner Reise, auf dem Hermannstädter Bahnhof, fragte mich ein Reporter, ob mir die Reise gefallen hätte. Über meine bejahende Antwort zog er ein so überraschtes Gesicht, dass ich lachen musste.

Bernhard Spring wurde 1983 in Merseburg, Sachsen-Anhalt geboren. Er lebt als Schriftsteller und Journalist in Halle (Saale). Zuletzt erschien von ihm ein Lesebuch zu dem hallischen Schriftsteller Alfred Wolfenstein (Mitteldeutscher Verlag). Vom 18. bis 26. Februar 2012 reiste Spring durch Rumänien.

Carmen Sylvas Geschichte und Geschichten an der Donau

„Rheintochters Donaufahrt“

Von Edda Binder-Iijima

In seinem Essay für den Bildband „Warten auf Europa“, der Menschen entlang der Donau in ihrem Alltag zeigt, bezeichnet der Osteuropahistoriker Karl Schlögel die Donau als einen Kernraum der europäischen Geschichte und Kultur, ohne den eine Reorganisation des europäischen Horizonts nicht denkbar sei. Dahinter steht für ihn die Vision eines europäischen Zusammenwachsens, die nicht nur die früheren Grenzen öffnet, sondern auch alte Denkbarrieren aufbricht, die von 1945 bis 1989 Europa politisch und mental geprägt haben.

Die erste Königin von Rumänien, Elisabeth von Wied, hätte eine solche Vorstellung heute sicher unterstützt, war sie doch voll des Lobes für die internationale Donaukommission mit Sitz in Galaţi: „Ein friedliches Vereinigen aller Völker an diesem Flusse, der so vielen gehört und auf dem so ungeheuer viel Handelsinteressen sich begegnen und kreuzen. Es ist das Beispiel, dass auf friedlichem Wege so zahlreiche Dinge geordnet und gelöst werden könnten, die sonst zu großen Zwistigkeiten führen müssten.“ Allerdings lagen ihrer Zeit andere Visionen zugrunde, die eher auf einen starken Nationalstaat abhoben, ein Trend, dem sich auch Carmen Sylva nicht entziehen konnte. Das zeigt sich auch in ihrem Büchlein „Rheintochters Donaufahrt“, das 1905 erschien. Es handelt von einer offiziellen Fahrt der königlichen Familie auf der rumänischen Donau von Turnu Severin bis Sulina vom 10. bis 16. Mai 1904, die Carmen Sylva nutzt, um autobiographische Erfahrungen, literarische Motive und politische Absichten in einem nicht immer leicht zu verfolgenden Plauderton dem Leser nahezubringen.

Das Büchlein versteht sie zunächst einmal als Ausdruck ihres Dankes an das rumänische Volk: „Dank! Noch einmal innigen Dank für diese wundervollen Tage! Gott Dank, der sie gestattet hat und den treuen Herzen Dank, die sie so schön gemacht, wie es in ihren Kräften stand.“ Für sie ist diese Reise ein „Festzug“, da die königliche Familie überall entlang der Donau mit überschäumender Herzlichkeit und Liebe empfangen wurde – neben Elisabeth und Carol nahmen auch der Kronprinz Ferdinand mit seiner Frau Maria und ihren beiden ältesten Kinder, Carol und Elisaveta, daran teil. Überall gibt es enthusiastische Empfänge durch die Bevölkerung mit Triumphbögen, Salutschüssen, Blumen, Tänzen, offizielle Begrüßungen, winkende Menschen am Ufer. Auf die Frage von Carmen Sylva, ob alles nur inszeniert sei, antwortet der Ministerpräsident Sturdza, „dass man wohl Dörfer aus Pappe machen kann, aber nicht Menschen, die warm und begeistert ‚Hurra‘ schreien, und die es nicht scheuen, kilometerweit auf Pferden und zu Fuss herbeizueilen und einen ganzen Arbeitstag zu verlieren, um nur einen einzigen Blick zu erhaschen.“ Carmen Sylva fährt dann fort: „Ich habe mir in den Tagen die Arme beinahe abgewinkt, um wenigstens von der Ferne einen Gruß zu schicken, wenn es unmöglich war, zu landen.“

So wird diese Donaufahrt zu einem Triumph- und Huldigungszug für das Königspaar. Die patrimoniale, von Familienstrukturen geprägte Art, wie Carmen Sylva die Beziehung zwischen einem rastlos arbeitenden, fürsorglichen Herrscher und seinen dankbaren Untertanen an vielen Stellen charakterisiert, ist dabei kennzeichnend für ihre konservativ geprägte politische Grundhaltung: „Die Völker haben ein Feingefühl, wie die Kinder für die weiche Brust der Mutter, für die weise Fürsorge des Vaters, und ihre Liebe ermisst sich genau nach den Opfern, die diese gebracht haben.“ Diese Aussage bezieht sie in erster Linie natürlich auf sich und den König und das rumänische Volk.

Doch Carmen Sylva wäre nicht Carmen Sylva, wenn sie diese Beschreibung der Reise auf der Donau nicht für viele gedankliche Ausflüge in ganz unterschiedliche Bereiche nützen würde. Viele Motive ihres literarischen Werkes finden sich in diesem Bericht wieder, wobei die einzelnen Stationen der Reise zu inspirativen Ausgangspunkten werden, um Betrachtungen über Geschichte, Kultur, Natur, Länder und Menschen entlang der Donau assoziativ aneinander zu reihen. Dabei verwebt sie eigene Kenntnisse, Anschauungen und Erfahrungen so miteinander, dass ein persönlich-emotionales Stimmungsbild entsteht, das sowohl ihre eigene Persönlichkeit als auch politische Botschaften in den Vordergrund rückt. Die Donau ist zunächst einmal der Fluss, auf dem das Herrscherpaar ins Land kam. Bei Carol ist die Donauverbindung sofort gegeben, da ja das heimatliche Schloss Sigmaringen an der jungen Donau liegt, die den jungen Prinzen voller Tatkraft in sein neues Land bringt.

Die Schloss- bzw. Burgthematik führt bei Carmen Sylva fast automatisch zum Mittelalter und zu der Altehrwürdigkeit der deutschen Adelsgeschlechter, zu denen sie auch das eigene Haus Wied zählt. Das Mittelalter verbindet sie aber vor allem mit der Romantik am Rhein. Der vertraute Rhein mit seinen Burgen, Ruinen, Legenden bietet immer wieder die Kontrastfolie zu der Donau, was auch schon im Titel ihres Büchleins zum Ausdruck kommt. So schreibt sie: „Keine Legenden, keine Romantik, die Geschichte hier ist ebenso wild wie die Gegend, wie die Gewässer, die hier toben.“ Anders als der Rhein spricht die Donau nicht mit ihr, sie findet keine versunkenen Schlösser und Kirchen, aber die Donau in ihrer elementaren Naturgewalt heilt sie von Krankheit, lässt sie durch die Elemente existentiell gesunden. Hatte Carmen Sylva dem Rhein mit ihrem Gedichtzyklus „Mein Rhein“ (1884) ein lyrisches Denkmal ihrer idyllisch- romantischen Landschaftserinnerung gesetzt, so wird die Donau hier zum Sinnbild eines weitgehend noch wilden Flusses, von der großen unerschöpflichen Kraft des Osten und zum Schauplatz der Taten des Königs und des Fortschritts des Landes.

Die Donaufahrt gibt Carmen Sylva auch reichlich Gelegenheit, sich über Geschichte auszulassen, über Völkerwanderungen, Daker, Römer. Kennzeichnend für sie ist, dass sie

sich eher von den geheimnisvollen Dakern angezogen fühlt als von den nüchternen Römern, auch wenn sie deren zivilisatorische Leistungen anerkennt. Carmen Sylva hält sich aber nicht mit differenzierenden Untersuchungen auf, sondern reduziert die Geschichte auf griffige Formeln, wenn sie schreibt: „Geschichte ist die Erzählung der Kämpfe zwischen Völkern, die zum Teil nicht mehr da sind“ oder „Familiengeschichte ist Leidgeschichte – Völkergeschichte ist Kampfgeschichte! Ich habe darum eigentlich das Studium der Geschichte nie leiden können.“ Durchaus humanistisch gesinnt bekennt sie, dass sie lieber Sprachen gelernt habe, da diese für eine friedlichere Entwicklung der Völker stehen, und dass Schlachten grässlich seien. Doch wie so oft in ihrem Werk bleibt Carmen Sylva auch hier widersprüchlich, wenn es ihr eigenes Umfeld tangiert. Sie kann Schlachten und Krieg durchaus verherrlichen, wenn es nämlich um den Krieg der Rumänen gegen die Türken geht, in dem Carol den Oberbefehl führte. Da man auf der Donaufahrt an all den Stätten des Unabhängigkeitskriegs von 1877 Station macht, werden diese Erinnerungen an die militärischen Erfolge des Königs und seiner Armee glorifiziert. Widin, Calafat, Corabia, Rahova, Nikopolis etc. sind die Stationen, wo sie den Heldenmut des Königs herausstellt und dies auch stilistisch hervorhebt, indem sie mit der Aufnahme ihres früheren Gedichts „Calafat“ (1884) die erzählerische Ebene aufbricht.

Der Unabhängigkeitskrieg als der Höhepunkt der jüngeren rumänischen Geschichte findet breiten Raum. Dabei werden nicht nur die militärischen Qualitäten des Königs herausgehoben, sondern auch die eigenen Leistungen, sei es in der Verwundetenpflege oder bei repräsentativen Aufgaben wie beim Empfang des russischen Kaisers. Ein anderes Thema, auf das sie oft zurückkommt, besteht in der Vielfalt der Völker an der Donau, die Elisabeth zu vergleichenden Urteilen über die Unterschiede zwischen Bulgaren, Serben, Ungarn und Rumänen inspiriert: „Die Rumänen wollen immer Flügel haben wie die Adler, die Bulgaren bebauen ihren Boden und den der Andern, wenn es darauf ankommt, geduldig und still und haben nicht den Gedanken zu fliegen.“ Andererseits schränkt sie ihr Urteil aber auch selbstkritisch wieder ein, wenn sie auf ihre Unkenntnis der Sprachen verweist: „wenn man eines Volkes Sprache nicht beherrscht, so sollte man sich jedes Urteils über dasselbe enthalten; denn man kennt seine Gedanken nicht“. Weiter wundert sie sich, dass „wir keine der uns umgebenden Sprachen sprechen, sondern nur deutsch, französisch, englisch, höchstens noch italienisch, aber fast kein Reichsrumäne kann russisch, polnisch, ungarisch, serbisch, bulgarisch, türkisch oder griechisch; es ist als hätten die Nachbarvölker in seiner Entwicklung keine Rolle gespielt.“ Diese Beobachtung trifft durchaus noch heute zu, ebenfalls ihre Klage, dass man in fernen Ländern alle Völker auf der Balkanhalbinsel verwechseln würde und dass man in Europa über Chile, Peru und Argentinien besser unterrichtet sei als über die Balkanhalbinsel. Doch die Donau bildet bei Carmen Sylva hinsichtlich der anderen Balkanstaaten im positiven Sinne auch ein trennendes Element, das die Rumänen von den anderen Völkern abhebt, es gibt keine engere Geistesverwandtschaft zwischen den Rumänen, Ungarn, Bulgaren, Serben. An eine Überwindung dieser Trennung denkt Carmen Sylva nicht, sie akzeptiert sie als naturgegeben und stellt dabei die Rumänen meistens positiv heraus.

Königin Elisabeth an Bord der königlichen Jacht Orient.

Dem Reisebericht liegt zwar ein konkretes Ereignis zugrunde, dennoch lässt sich kein einheitlicher Berichtstil festmachen, sondern es gibt einen ständigen Perspektivwechsel zwischen dem Ablauf der Reise selbst, dem Besuchsprogramm und subjektiven Betrachtungen, wobei sie vieles wiederholend variiert. So wechseln sich Beschreibungen von Empfängen, Naturbeobachtungen etc. ab mit Informationen, Erinnerungen, Meinungen, Beurteilungen, längeren Betrachtungen über ganz unterschiedliche Themen wie die Abstammung des Menschen oder metaphysische Gedankengänge, die oft ins Banale abzugleiten drohen. Die Donau bietet daher eher Anlass, die ganze Bandbreite ihrer auch in ihrem literarischen, oft autobiographisch geprägten Werk anzutreffenden Themen darzustellen. In dieser manchmal chaotisch anmutenden Fülle von Informationen, Eindrücken und Meinungen fällt es allerdings schwer, sich etwas konkret zu merken, und ihr ständiges emphatisches Entzücken über alles und jedes ermüdet mit der Zeit.

Andererseits bietet die Donaufahrt eine gute Möglichkeit, die Verdienste des Königspaars herauszustellen und eine Mythisierung des rumänischen Königs zu betreiben: „Ueberall wo wir durchkamen, regnete es wirklich ein wenig, nur damit der König seine alte Kraft nicht verlieren sollte. Denn früher war es so bekannt, dass er Regen brächte, dass einige Bauern kamen und ihn zu reisen baten, nur damit er ihnen dadurch Regen verschaffte.“ Nicht nur die militärischen Leistungen des Königs im Unabhängigkeitskrieg werden hervorgehoben, sondern auch die technisch-zivilisatorischen wie die

Hafenbauten in Brăila, Galaţi, Constanţa oder der Sulina-Kanal. Einen herausragenden realen wie symbolischen Stellenwert erhält die Brücke über die Donau bei Cernavodă, deren Einweihung in der Erinnerung der Königin der ergreifendste Tag der ganzen Regierungszeit des Königs darstellt (26. September 1894). Carol hatte dadurch seinen langgehegten Traum von einer Verbindung zwischen London und Bombay erfüllt. Für Carmen Sylva bedeutete die Einschlagung des letzten Niets durch den König die Krönung seines Lebenswerks, die vollendete Arbeit in einem lebenslangen Plan. Das Bild vom Einschlagen des letzten Niets benutzt sie auch für den überwältigenden Empfang durch ihr Volk als Ausdruck des Dankes für die ruhelose Arbeit des Herrscherpaars, das sich ganz in den Dienst des Volkes gestellt hat: „Der Thron ist ein schwieriger Posten; man soll Leuchtturm und Hafen sein und Anker und Fels und viele Dinge noch und hat doch nur ein Leben und eine Kraft für das alles. Aber wenn man am Ende steht und es wird so anerkannt, was man versucht hat zu sein, dann darf man ruhig die Augen schliessen und sagen, dass das Leben sehr schön gewesen ist. Wenn es möglich ist, soll man immer vollkommen unpersönlich sein, nie nachtragen, immer verzeihen, immer stille sein und pflichttreu." Mit den letzten Worten dürfte sie die Auffassung von Carol wiedergegeben haben, der dieses Verhalten zu einem wichtigen Bestandteil seines Herrschaftsstils gemacht hat, während Elisabeth die ihr so wichtige Leid- und Mutterthematik mit dem Herrscher verknüpft: „Herrscherglück ist wie Mutterglück, aus Tränen und Bangen erbaut... Und da jedes Erdenleben leidvoll sein muss, so kann der Herrscher nur das Leid seines Volkes teilen und seine Sorgen, seinen Fortschritt und seine Entwicklung, und jeder kleinste Schritt voran ist eine reine Mutterfreude." Hier spiegelte sich erneut ihre Auffassung eines hierarchisch und letztlich harmonisch geprägten Familienverhältnisses zwischen Königspaar und Volk.

Es fällt schwer, diesen Text zu strukturieren, er hinterlässt beim Leser vor allem den Eindruck, dass die Donau nicht so romantisch wie der Rhein ist und dass ein ganzes Volk an den Ufern des Flusses seinem Herrscherpaar zujubelt.

Prinz Carol an Bord der „Orient". (Die Fotos wurden zuerst in dem Band „Rheintochters Donaufahrt" 1905 abgedruckt.)

Hinsichtlich der Funktion der Donau ließen sich folgende Punkte herausstellen:

1. Die Donau ist der heilbringende Strom, der dem Land einen fähigen Herrscher bringt.

2. Die Donau ist Schauplatz der bedeutendsten militärischen und technischen Errungenschaften des Königs und steht für den dynamischen Fortschritt des Landes.

3. Die Donau ist Zeugin der Dankbarkeit und der emotionalen Anerkennung der Monarchie durch das Land.

4. Die Donau stellt die Verbindung zum westlichen Europa dar, geschichtlich über die Römer, die auch am Rhein waren, aktuell, d.h. zu Elisabeths Zeiten, vor allem zu Deutschland, wo die Donau entspringt und woher der König stammt. Das Band der Hohenzollern reicht also vom Ursprung in der Großmacht Deutschland bis zur Mündung in dem sich schnell modernisierenden Rumänien.

5. Sie bedeutet eine Trennlinie hinsichtlich der Nachbarstaaten, wodurch sich die Rumänen von diesen in einem meist positiven Sinne abheben. Im Gegensatz zu der eingangs erwähnten Vision wird keine Überwindung dieser Grenzen durch eine völkerverbindende Donau angestrebt, worin sich Carmen Sylva als ein Kind ihrer Zeit erwies.

6. Die Donau wird zum Anlass der Darstellung ihrer auch in ihrem Werk immer wieder anzutreffenden Leitmotive und der Selbstinszenierung.

Carmen Sylva geht es in diesem Reisebericht nicht um die Vermittlung von Kenntnissen über ihr Land, auch wenn sie immer wieder ein paar Informationen, auch sozialkritische, zu Land und Leuten einstreut. Bei ihr verschwinden die Unterschiede zwischen realer Begebenheit und Fiktion. Das Pittoreske, die Exotik sind die Mittel, Interesse für ihr Land und seine Dynastie zu wecken, sie klärt aber nicht auf, sondern bedient viele Klischees, auch wenn ihre humanistische Grundeinstellung immer wieder durchschimmert. Ihre subjektive, emotionale und spontane Art der Darstellung dürfte aber bei einem deutschen Publikum Wärme und Anteilnahme für das Land und seine deutschstämmige Monarchie erzeugt haben. Die politische Botschaft, die sie vermittelt, besteht im Aufzeigen des erfolgreichen Wirkens des Königs, aber auch ihres eigenen, das Rumänien zu einem gefestigten, starken Staat gemacht hat, und die Verwurzelung der Monarchie in einem dankbaren Volk. Die Donau wird in ihrem Büchlein insgesamt zu einem royalistischen Werbeträger für die eigene Dynastie, die ihre Bestätigung durch ein Volk erfährt, das im Jubel für sein Herrscherpaar wetteifert. So bietet dieses Büchlein zum einen eine Zusammenfassung ihrer literarischen Themen und ihres Denkens, zum andern ist es Teil ihres öffentlichen Wirkens zugunsten der Monarchie und ihres Landes, um diese in einer europäischen Öffentlichkeit bekannt zu machen und deren Interesse dafür zu wecken.

Dr. Edda Binder-Iijima, Historikerin, ist Lehrbeauftragte an der Universität Heidelberg.

Die Vereinigung von Bessarabien mit Rumänien 1918

Von Othmar Kolar

Kurzer Überblick über die Geschichte der Moldau und der Walachei

Bevor ich auf das – das sei vorausgeschickt – schwierige und komplizierte Verhältnis zwischen Rumänien und Bessarabien bzw. die historischen Prozesse und Entwicklungen, die zur Vereinigung von Bessarabien mit Rumänien geführt haben, eingehen werde, möchte ich einmal die beiden Begriffe näher erläutern bzw. einen kurzen historischen Überblick geben.

„Rumänien" als solches ist ein junger Staat, allerdings reichen seine Wurzeln bis ins Mittelalter zurück, als im 14. Jahrhundert die beiden Fürstentümer Walachei und Moldau im Süden bzw. Osten der Karpaten gegründet wurden. Ihre Unabhängigkeit wurde von Anfang an von den benachbarten Großmächten Ungarn (später Österreich), Polen, Russland sowie dem Osmanischen Reich bedroht. Letzterem wurden sie im 15. bzw. 16. Jahrhundert tributpflichtig und sanken im Laufe des 16. Jahrhunderts nach zahllosen Kriegen zu Vasallen der Pforte herab. In der so genannten „Phanariotenzeit" (1711 Moldau, 1716 Walachei – 1821) wurden die beiden Fürstentümer in zunehmendem Maße von der Hohen Pforte abhängig, die nach 1774 meist griechischen Fürsten wurden zu reinen Vollzugsorganen des Sultans, von einer eigenen Diplomatie oder Außenpolitik kann man nicht mehr sprechen. Die zunehmende Orientalisierung schlägt sich auch im Kleidungsstil der moldauischen und walachischen Elite nieder: Während Stefan der Große (*Ştefan cel Mare*, 1457-1504) in Porträts noch wie ein „westlicher" Ritter dargestellt wird, sind seine Nachfolger 200 Jahre später wie osmanische Paschas inklusive Turban ausstaffiert. 1818, bei einem Besuch des russischen Zaren Alexander in Bessarabien, wunderte sich dieser, dass die lokalen christlichen Bojaren ganz nach türkischer Mode gekleidet waren. Erst durch die Expansion Österreichs und vor allem Russlands konnten die Fürstentümer nach 1828/29, dem Frieden von Adrianopel, wieder eine gewisse Unabhängigkeit gewinnen. Dafür wuchs die Abhängigkeit von St. Petersburg, die erst nach dem Krimkrieg (1853-56) ein Ende fand.

Kulturgeschichtlich ist das 19. Jahrhundert, besonders nach der Revolution von 1848, von einer raschen „Verwestlichung" der rumänischen Eliten und einer Übernahme der westlichen politischen Institutionen gekennzeichnet. 1859 vereinigten sich die Moldau und die Walachei, ab 1861 unter dem Namen Rumänien. 1877 erklärte sich Rumänien schließlich als von der Pforte unabhängig. Seine Unabhängigkeit wurde 1878 auf dem Berliner Kongress anerkannt. 1881 wurde das Fürstentum Rumänien zum Königreich Rumänien.

Bessarabien – eine Begriffsdefinition

Bessarabien wird im Süden vom Schwarzen Meer, im Westen durch den Pruth und im Osten durch den Djnestr begrenzt und umfasst 44.422 km². Bessarabien bildete seit der Entstehung des Fürstentums Moldau im 14. Jahrhundert einen Teil desselben. Nie war es allerdings politisches Zentrum, stets Peripherie. Der Südteil Bessarabiens, mit den im Mittelalter bedeutenden Handelszentrum Akkerman (Cetatea Albă, das antike Tyras und genuesische Mauro Castro; ukrainisch: Bilhorod-Dnistrowskyj) am Schwarzen Meer, wurde bereits 1484 von den Osmanen erobert. Dieses steppenartige Gebiet wurde von den Türken als Budschak bezeichnet, die Rumänen nannten es nach der Gründer-Dynastie der Walachei, Basarab, die dieses Gebiet kurzfristig im 14. Jahrhundert beherrscht hatte, Bessarabien.

Nach dem Russisch-Osmanischen Krieg 1806-1812, forderte das siegreiche Russland vom unterlegenen Osmanischen Reich zunächst die Abtretung der beiden Fürstentümer Moldau und Walachei. Angesichts der immer deutlicheren Anzeichen für einen unmittelbar bevorstehenden französischen Angriff reduzierte Russland seine Ansprüche schließlich auf die osmanischen und moldauischen Gebiete östlich des Pruths, die von den Russen nun in ihrer Gesamtheit als Bessarabien bezeichnet wurden. Kurzfristig (nach dem Krimkrieg 1856 bis 1878) waren drei südwestliche *judeţe* (die Verwaltungskreise Cahul, Bolgrad und Ismail) Bestandteil der Moldau bzw. Rumäniens.

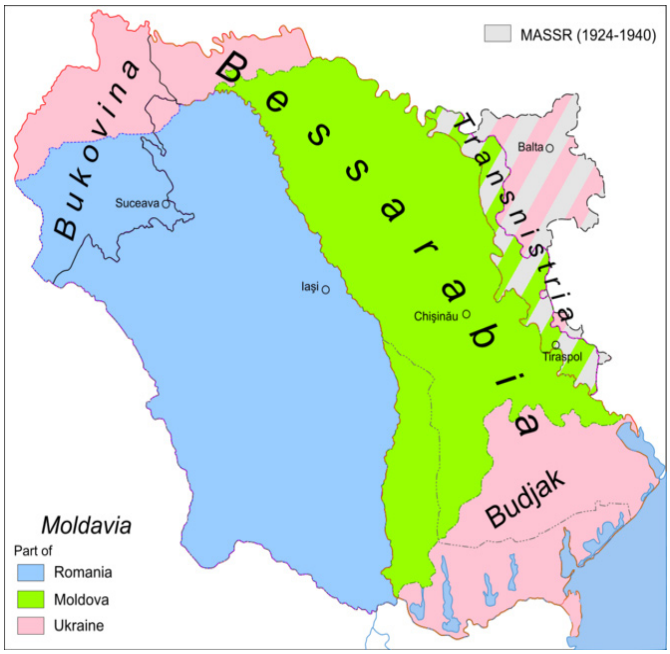
Wirtschaftliche und ethnische Struktur Bessarabiens

Bessarabien war zum Zeitpunkt der Annexion durch Russland im Vergleich zu den anderen von Rumänen bewohnten Gebieten, auch zur Moldau westlich des Pruths, wirtschaftlich schwach entwickelt und wies eine geringere Bevölkerungsdichte auf. Dies änderte sich auch nicht während der zaristischen Herrschaft, was aber nicht hieß, dass nicht Fortschritte gemacht wurden. Zwischen 1812 und 1914 stieg die Bevölkerung laut Bogdan Murgescu von ca. 400.000 auf 2,5 Millionen, was einer Versechsfachung der Bevölkerung entspricht (der „all"-rumänische Durchschnitt war 3,5-fach so hoch), was dazu führte, dass die Bevölkerungsdichte 1918 in etwa der des *Regats* (= Rumänien in den Grenzen von 1914) entsprach. Zurückzuführen ist dieses besonders starke Bevölkerungswachstum auf die ursprünglich geringere Bevölkerungsdichte, aber auch auf die massive jüdische Einwanderung und gezielte Kolonisierungspolitik der russischen Behörden, die Russen, Ukrainer, Bulgaren, Gagausen und Deutsche ins Land riefen (wogegen die Tataren und Türken, die bis 1812 im Budschak dominierten, unmittelbar nach 1812 ins Osmanische Reich übersiedelten). Die ethnische Bevölkerungsstruktur Bessarabiens änderte sich während der russischen Herrschaft stark: 1817 machten die Moldauer 86% der Bevölkerung aus, die Ukrainer 6,5% und die Juden 1,5%. Laut den Ergebnissen der russischen Volkszählung von 1897 bildeten die Moldauer nur noch 47,58%, die Ukrainer 20,31%, die Russen 5,12%, die Juden 7,25% und

die Deutschen 3,54%. Bis 1828 genoss Bessarabien auf der Grundlage eines speziellen Status aus dem Jahr 1818 im russischen Reich eine gewisse Autonomie (Garantie einer Beteiligung der lokalen moldauischen Bojaren an der Verwaltung der Provinz, Zulassung des Rumänischen neben dem Russischen als lokale Verwaltungssprache), danach wurde Bessarabien zu einem „normalen" russischen Gubernium, und die Russifizierung wurde immer intensiver. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Verwendung des Rumänischen im Schulunterricht (1866) sowie rumänische Bücher verboten. Was für die Masse der ohnehin des Lesens und Schreibens nicht kundigen moldauischen Bauern aber fast noch wichtiger war, war die Tatsache, dass auch der Gottesdienst in rumänischer Sprache zunehmend eingeschränkt wurde - so wurde um 1880 nur noch in 417 Kirchen rumänisch verwendet, hingegen in 607 russisch.

Wie die moldauische Bevölkerung der Eingliederung in das russische Reich gegenüber stand, ist heute zu schwer zu beurteilen. Unmöglich ist dies für die breite Masse der Bevölkerung, für die Bauern, denn dafür gibt es keine Quellen. Bezüglich der Bojaren ist die Quellenlage schon wesentlich besser; zunächst überwog bei diesen die Freude darüber, „von der Tyrannei der osmanischen Pforte" befreit worden zu sein und nun „einen einzigen Gott im Himmel und einen einzigen christlichem Kaiser auf Erden" zu haben. Gleichzeitig hofften die Bojaren, ihre politischen und sozialen Rechte nicht nur zu bewahren, sondern sogar auszubauen, denn diese seien unter der osmanischen Oberherrschaft ausgehöhlt worden. Eine eigenständige, aktive politische Rolle der moldauischen Bojaren als Bewahrer einer reichen und alten Tradition war allerdings mit der russischen Auffassung der Rolle des Adels unvereinbar, nach der dieser in erster Linie dem russischen Staat und dessen Interessen zu dienen hätte. Der Großteil des moldauischen Adels fügte sich dann allerdings recht rasch in sein Schicksal und wurde bereits in den 1830er Jahren Teil der russischen imperialen Elite.

Bessarabien war wie auch Rumänien ganz überwiegend



Die historische Region Moldau mit Transnistrien in den aktuellen Staatsgrenzen. Kartographie: Xasha

agrarisch geprägt, und hier wie dort wurde vor allem Getreide angebaut. Die Besitzstruktur ähnelte ebenfalls der des *Regats*, war also von Großgrundbesitz geprägt. Zwischen 1870 und 1913 wuchs die Anbaufläche um das Dreifache und die Produktion um das Vierfache, und Bessarabien wurde zunehmend zu einem wichtigen Getreideexporteur. Die Produktivität lag aber unter dem europäischem Durchschnitt, die Kindersterblichkeit und die Analphabetenrate weit über diesem und sogar über denen des *Regats*. Die Alphabetisierungsrate lag 1897 nur bei 15,6%, und bei den Moldauern überhaupt nur bei 6% - unter den Moldauern in Bessarabien konnte nur jeder 10. Mann und jede 50. Frau schreiben und lesen. Wie dort gab es auch in Bessarabien einen großen Gegensatz zwischen Stadt und Land, wobei aber hier noch der nationale Antagonismus hinzukam: denn in Bessarabien lebten die Moldauer ganz überwiegend am Land, während die Städte von den nationalen Minderheiten dominiert wurden.

Rumänien und der Erste Weltkrieg

Das 19. Jahrhundert stand in ganz Europa im Zeichen des Nationalismus. Der Erste Weltkrieg bot dem rumänischen Nationalstaat die Gelegenheit, sein Territorium zu vergrößern. Rumänien, das sich zu Kriegsbeginn als neutral erklärt hatte, erhielt von beiden Kriegsparteien, den Mittelmächten bzw. der Entente, Versprechungen für den Fall, dass es auf der jeweiligen Seite in den Krieg eintreten würde. Die Mittelmächte versprachen das russische Bessarabien sowie die österreichische Bukowina, die Entente das ungarische Siebenbürgen, Ostungarn bis zur Theiß, das ungarische Banat und die österreichische Bukowina bis zum Pruth. Das Angebot der Entente war für den Großteil der rumänischen Öffentlichkeit attraktiver, auch wenn es in der politischen und intellektuellen Elite durchaus gewichtige pro-deutsche (und vor allem anti-russische) Stimmen gab. Im August 1916 schließlich erklärte Rumänien den Mittelmächten den Krieg. Die schlecht vorbereitete und ausgerüstete rumänische Armee erlitt nach einigen Anfangserfolgen vernichtende Niederlagen, und die Truppen der Mittelmächte besetzten den Großteil des Landes inklusive der Hauptstadt Bukarest. Allerdings konnte die rumänische Armee den Vormarsch der Mittelmächte in der Schlacht von Mărăşeşti (6.-19.08.1917) stoppen und die Front stabilisieren. Aber nach der russischen Oktober-Revolution und dem Ausscheiden Russlands aus dem Weltkrieg musste Rumänien im Dezember 1917 einen Waffenstillstand mit den Mittelmächten abschließen. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges trat Rumänien neuerlich in den Krieg ein und konnte nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns und Russlands Bessarabien, Siebenbürgen, den größten Teil des Banats sowie die Bukowina erwerben, womit fast alle Rumänen in einem Staat vereinigt waren.

Das autonome Bessarabien

Die erste Provinz, die an Rumänien fiel, war – paradoxer und unvorhersehbarer Weise – Bessarabien. Die bereits im Oktober 1905 von liberalen rumänischsprachigen bessarabischen Intellektuellen und Bojaren gegründete *Societatea pentru Cultura Naţională Moldovenească* wurde im Frühling 1917 in *Partidul Naţional Moldovenesc* (Moldauische Nationalpartei) umgewandelt, die ein autonomes Bessarabien

forderte. Auch Bessarabien wurde von den revolutionären Wirren in Russland erfasst; auf dem Land brach die öffentliche Ordnung zusammen und die Bauern begannen, die großen Güter aufzuteilen. Ein zwischen 5. und 9.11.1917 in Chişinău tagender Militärkongress beschloss die Autonomie von Bessarabien und die Einberufung eines Landesrates (*Sfatul Ţării*), dessen Vertreter durch Arbeiter- und Soldatenräte sowie Vertreter von Bauerngenossenschaften indirekt gewählt wurden. Am 4. Dezember trat der *Sfatul Ţării* zu seiner ersten Sitzung zusammen; unter seinen 150 Mitgliedern waren 105 Moldauer, 15 Ukrainer 13 Juden, 7 Russen, 3 Bulgaren, je 2 Deutsche und Gagausen, und je 1 Pole, Armenier und Grieche. Zu seinem Präsidenten wurde der Petersburger Universitätsprofessor Ion Inculeţ gewählt, der vor allem eine soziale Agenda vertrat, also für soziale und politische Reformen eintrat, insbesondere eine Agrarreform. Sein Vizepräsident hingegen, Pantelimon Halippa, einer der Führer des *Bloc Moldovenesc*, forderte nicht nur soziale Reformen, sondern hatte auch eine nationale Agenda, wollte also auch eine Vereinigung aller Rumänen in einem Staat – ein Anliegen, dem vor allem die Angehörigen der nationalen Minderheiten sehr kritisch gegenüber standen. Um dem Druck der benachbarten neuen ukrainischen Volksrepublik zu widerstehen, die allem Anschein nach sich anschickte, sich Bessarabien einzuverleiben, wurde am 15.12.1917 die Föderative Demokratische Moldauische Republik als Teil des neuen Russlands proklamiert, die auch rasch von der Regierung in St. Petersburg anerkannt wurde. Gegen die vorrückenden Sowjets rief der Landesrat bereits am 21.12.1917 die rumänische Armee zu Hilfe, die aber erst nachdem die Sowjets am 17.01.1918 in Chişinău eingerückt waren, einschritt und bis zum 8. März ganz Bessarabien besetzte. Einige Wochen zuvor, am 6.02.1918, erklärte die Moldauische Republik ihre Unabhängigkeit von Russland.

Der Anschluss Bessarabiens an Rumänien

Die Unabhängigkeit Bessarabiens währte allerdings nicht lange, denn bereits am 27.03/8.04.1918 beschloss der Landesrat mit folgenden Worten die Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien: *„Die Moldauische Demokratische Republik, welche Russland vor mehr als 100 Jahren vom Körper der alten Moldau abgetrennt hat, schließt sich schon heute und für immer dem Mutterlande Rumänien an, und zwar mit Rücksicht auf ihre geschichtliche Vergangenheit und Verwandtschaft und gestützt auf das Recht der Völker, ihr Los selbst zu bestimmen“*. Allerdings stellte der Landesrat für die Vereinigung gewisse Bedingungen, u.a. einen autonomen Status (eigenes Parlament, d.h. Weiterbestand des Landesrates, lokale Selbstverwaltung mit Budgethoheit, die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, eine radikale Agrarreform). Für die Vereinigung mit Rumänien stimmten 86 Abgeordnete, drei dagegen – aber weitere 49 enthielten sich der Stimme oder nahmen an der Abstimmung nicht teil. Angesichts der weiteren innenpolitischen rumänischen Entwicklungen (der Anschluss von Siebenbürgen und der Bukowina an Rumänien) verzichtete der Landesrat am 27.11.1918 dann auf die ihm zugestandene Autonomie, suspendierte die noch im März den Minderheiten versprochenen autonomen Rechte, erklärte den bedingungslosen Anschluss Bessarabiens an Rumänien und beschloss am 27. November seine Selbstauflösung. Gegen diese Beschlüsse stimmten 25 meist aus den Reihen der Minderheiten stammende Abgeordnete, aber auch zwei bis drei Moldauer. Im Rahmen der Pariser Friedenskonferenz erkannten Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan dann am 28.10.1920 offiziell den Anschluss Bessarabiens an Rumänien an. Die Sowjetunion allerdings, die bis ca. Mitte 1922 bereit gewesen wäre, die neue rumänische Ostgrenze im Tausch gegen den während des Ersten Weltkriegs nach Russland gebrachten rumänischen Goldschatz zu akzeptieren (den die Sowjets nach dem Einmarsch der rumänischen Armee in Bessarabien ohnehin beschlagnahmt hatten), war nach diesem Zeitpunkt nicht mehr dazu bereit, Bessarabien als Teil Rumäniens anzuerkennen.

Die Festung Akkerman (Bilhorod-Dnistrowskyj/Cetatea Albă) befindet sich heute im Oblast Odessa im Südwesten der Ukraine. Foto: Petro Vlasenko

Es ist erwiesen, dass bis zur Besetzung Bessarabiens durch die rumänische Armee lokale Kräfte das politische Geschehen in Bessarabien kontrollierten; inwieweit danach die Anwesenheit der rumänischen Armee den weiteren Verlauf der Dinge bestimmte, ist nicht ganz geklärt, wobei die rumänische Historiographie diesem Faktor keine große Bedeutung beimisst, während die sowjetische bzw. russische ihn dagegen für entscheidend hält. Die Anwesenheit der rumänischen Armee als stabilisierender und die Ordnung aufrecht erhaltender Faktor in einem von revolutionären Wirren und sozialen Konflikten geprägten Umfeld gab aber jedenfalls den Kräften, die sich für einen Anschluss an Rumänen einsetzten, Auftrieb und Rückenwind. Von nationalen rumänischen Gefühlen beseelte Rumänen aus dem *Regat* oder Siebenbürgen, die es nach Bessarabien verschlagen hatte, wie der Lugoscher Cassian R. Muntean waren allerdings entsetzt, wie wenig ihre bessarabischen Brüder diese Gefühle teilten: *„Die Rumänen aus Bessarabien ... haben jegliches nationales Gefühl als Folge der idiotischen systematischen Russifizierung verloren. Selbst heute noch bezeichnen sich die Menschen als ‚Moldauer' und fühlen sich eher als Brüder mit den Russen als mit den Rumänen“*.

Dr. Othmar Kolar, Historiker, ist als Projektreferent bei Pro Europa in Wien tätig.

Rumäniens Weg in die Europäische Union

Vom Ostblockstaat zum Partner des Westens?

Von Cristina Adina Stinghe

Die politischen Ereignisse vom Juli 2012 in Rumänien sorgten für großes Aufsehen in der Europäischen Union. Die Skepsis, ob Staaten wie Rumänien in die EU gehören, machte sich wieder in der deutschen Presse bemerkbar. Damit ist die Frage nach der erfolgten Annäherung zwischen Ost und West weiterhin brandaktuell.

1989 schien durch den Fall der Berliner Mauer und die Revolutionen in Mittel- und Osteuropa die Trennung des Kontinents in Ost und West überwunden zu sein. Die Gegensätze aus dem Kalten Krieg wurden aufgelöst. Unter den europäischen Völkern setzte sich der Konsens über die Notwendigkeit der Einführung von demokratischen Regimen mit freien Marktwirtschaften durch. Die ursprüngliche Euphorie dies- und jenseits der Berliner Mauer verblasste aber nach und nach. Die ökonomischen Differenzen waren enorm, die Denk- und Verhaltensmuster, die sich während des knapp 50 Jahre andauernden diktatorischen Regimes eingebürgert hatten, schwer zu ändern. Neben den bestehenden geschichtlich bedingten Differenzen verhinderten auch die „Bilder in den Köpfen" der Menschen dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs eine reale Annäherung.

Nach dem Verfall der Balkanstaaten in den Bann des Nationalismus, mit verheerenden Konsequenzen und Hunderttausenden Todesopfern während der Jugoslawien-Kriege von 1992-1995, sendete Europa ein klares politisches Signal Richtung Mittel- und Osteuropa. „Ihr gehört zu uns", ökonomische Unterschiede können mit westlicher Unterstützung überbrückt, demokratische Verhaltensweisen erlernt werden. Die Belohnung für die Umsetzung der Reformen sollte die Aufnahme in die EU sein.

Nach einem zähen Beitrittsprozess wurde Rumänien am 1. Januar 2007 EU-Mitglied. Offiziell wurde somit dem Land der Status einer funktionierenden marktwirtschaftlichen Demokratie zugesprochen. Ich habe mich gefragt, inwieweit sich dieser Wandel aus den offiziellen Dokumenten auch bei den Menschen in Rumänien und in Deutschland, dem größten EU-Staat, wiederfindet. Dies lässt sich herausfinden, indem man den Transformationsprozess in Rumänien und seine Auswirkungen auf Norm- und Verhaltensmuster der Menschen analysiert. Nachfolgend ein Überblick über die rumänischen Entwicklungen bis Ende 2008, als die Regierung von Călin Popescu Tăriceanu, die Rumänien in die EU geführt hatte, abgewählt wurde.

Caragiale-Jahr 2012. Umbau von 1963 der Caragiale-Bibliothek in der Pankower Mühlenstraße 24.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Für den Transformationsforscher Wolfgang Merkel ist die Untersuchung der historischen Hintergründe wichtig. Die vorautokratischen Erfahrungen bieten mögliche Entwicklungsmuster für die Transformationsphase an. Aus der Strenge des autokratischen Regimes und seinem Ende lassen sich Rückschlüsse über den Ablauf des Transformationsprozesses ableiten.

Insbesondere unter den ersten beiden deutschstämmigen Königen konnte Rumänien (nach 1866) wichtige politische und wirtschaftliche Fortschritte verzeichnen. Carol I. und Ferdinand orientierten sich an den Prinzipien der konstitutionellen Monarchie, sicherten den politischen Pluralismus und den Machtwechsel. Von einer lupenreinen Demokratie konnte man aber auch während ihrer Herrschaft nicht sprechen, denn der Monarch hatte die letzte Entscheidungsbefugnis über die Verabschiedung der Gesetze, die wahlberechtigte Bevölkerung richtete sich in ihrer Stimmabgabe nach den Wünschen des Herrschers, Minderheiten wurden diskriminiert. Westliche Entwicklungsmuster wurden zwar übernommen, aber nicht an heimische Realitäten angepasst. Der Nachfolger von Ferdinand, König Carol II., schränkte den politischen Pluralismus und die Meinungsfreiheit stark ein und umgab sich mit Oligarchen, die die Interessen des Landes vernachlässigten und sich auf die Erlangung persönlicher Vorteile konzentrierten. Der Rutsch nach rechts in Ion Antonescus Militärdiktatur verlief fast unbemerkt. Die Verfolgung ethnischer Minderheiten und die Pogrome gegen Juden und Roma bleiben ein schwarzes Kapitel der rumänischen Geschichte. Die vorautokratischen Erfahrungen konnten also kein Vorbild für die Einführung einer funktionsfähigen Demokratie nach 1989 bieten.

Das autokratische Regime wurde in Rumänien unter massivem sowjetischem Druck und gegen den Willen der Bevölkerung eingeführt. Die komplette politische und wirtschaftliche Unterordnung gegenüber der UdSSR ging mit der (physischen) Ausschaltung politischer Gegner einher. Die gefürchtete Securitate kontrollierte alle Lebensbereiche der Bürger/-innen und versetzte sie in einen Zustand der totalen Angst und des gegenseitigen Misstrauens. Jegliche Art von Pluralismus wurde untersagt, die Grundrechte wurden aufgehoben. Nur die Minderheiten genossen bis zum ungarischen Aufstand von 1956 einen etwas besseren Status als in der Monarchie. Nach dem Tode Stalins distanzierte sich Gheorghe Gheorghiu-Dej von dem sowjetischen

Kurs, führte aber ein nationalstalinistisches Regime ein, in dem jegliche Reformversuche unterbunden wurden. Nicolae Ceauşescu setzte ab 1971 einen Despotismus sultanistischen Typs durch. Seine Angehörigen kontrollierten alle Bereiche des Staates. Die Umsetzung der marxistisch-leninistischen Ideologie nahm eine nachrangige Rolle ein. Wichtig war nur die uneingeschränkte Loyalität zum Führungspaar. Bis auf die Tätigkeit einzelner Dissidenten war keine bemerkenswerte Protestbewegung im kommunistischen Rumänien zu verzeichnen. Ceauşescus Clique kontrollierte alle Bereiche des Staates. Wirtschaftlich verschuldeten der Diktator und seine Frau das Land enorm durch den Ausbau der Schwerindustrie. Die anvisierte und 1989 auch erreichte komplette Tilgung der Auslandsschulden ging auf Kosten der Bürger/-innen, die unter desolaten Bedingungen lebten. Unter Ceauşescu wurden Korruption, Nepotismus, Klientelismus und die Kleptokratie regelrecht institutionalisiert.

1989 leitete das Volk durch seine Proteste das Ende des autokratischen Regimes ein, aber Parteikader aus der zweiten Reihe übernahmen die Kontrolle über den Systemwechsel.

Dass der Transformationsprozess sehr schwierig verlaufen ist, dass die Hürden für die Einführung eines demokratischen Regimes mit freier Marktwirtschaft insbesondere in den 1990er Jahren sehr hoch waren, scheint angesichts dieser Ausgangslage nur nachvollziehbar. Seit jeher hat sich Rumänien „dem Westen" zugehörig gefühlt, nach der Wende deckte sich das Westbild mit der Europäischen Union (und den USA). Eine Aufnahme in die EU deuteten die Rumän/-innen als offizielle Anerkennung dieser wahrgenommenen Zugehörigkeit. Die Auflagen der Gemeinschaft genossen eine hohe Legitimation und wurden daher zumindest pro forma von den Politiker/-innen umgesetzt.

Unter dem Einfluss der EU haben sich Änderungen in Bereichen durchgesetzt, in denen bereits in der rumänischen Geschichte eine gewisse Öffnung anzutreffen war. Der politische Pluralismus und die Meinungsfreiheit werden gewährleistet. Es wurden Erfolge in der Respektierung der Minderheitenrechte erzielt. Parteien, die in den 1990er Jahren xenophobe und antisemitische Äußerungen vertraten, haben seit der Jahrtausendwende viel an Einfluss verloren. In der Bekämpfung der Korruption und der Funktionsfähigkeit der Justiz sind Fortschritte zu bemerken. Eine demokratische politische Kultur bildet sich allmählich heraus. Unter Einfluss zivilgesellschaftlicher Organisationen wurden Maßnahmen zur Gewährleistung von Menschen- und Minderheitenrechten sowie zur Korruptionsbekämpfung umgesetzt, der Holocaust in Rumänien und der Kommunismus offiziell verurteilt.

Durch massive Privatisierung und ausländische Investitionen wurde der Weg hin zu einer funktionierenden Marktwirtschaft eingeleitet. Von der Jahrtausendwende bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise erlebte die Wirtschaft einen Aufschwung. Die Wachstumsraten betrugen bis zu acht Prozent, die Löhne stiegen an. Es gab jedoch keine ausgefeilte ökonomische Strategie für die Jahre nach dem Beitritt und das Konsumverhalten der Bevölkerung überstieg die Grenzen des Tragfähigen bei Weitem. Umso verheerender waren die Konsequenzen der Wirtschaftskrise für Rumänien.

Wie wichtig die geschichtlichen Hintergründe sind, wird auch bei der Analyse der weiterhin bestehenden Misserfolge deutlich. Als sehr schwer reformierbar gelten Bereiche, in der seit Gründung des rumänischen Staates durchgängig Probleme festgestellt wurden. Das Verhalten der Eliten bereitet große Sorgen – den Politikern fehlt es an Reife, die Interessen des Landes werden außer Acht gelassen. Der Zweck politischer Kämpfe ist die Erlangung von Macht und Einfluss für die Durchsetzung eigener Interessen. Politische und wirtschaftliche Überzeugungen spielen eine nebensächliche Rolle: Das Phänomen der Parteienmigration ist weit verbreitet, die Politik wird als Nullsummenspiel betrachtet. Das Schließen von Kompromissen ist negativ besetzt, der politische Gegner wird als Feind angesehen. Diese Kampfrhetorik wird auch von den meisten rumänischen Massenmedien in ihrer äußerst tendenziösen Berichterstattung verwendet – mit negativen Konsequenzen für die Herausbildung eines kritischen Bewusstseins der Bürger/-innen.

Weitere Probleme sind der Amtsmissbrauch und die engen Verknüpfungen von Politik und Wirtschaft zur Erlangung persönlicher Vorteile. Korruption, Klientelismus, Nepotismus und Ämterpatronage sind weit verbreitet. Das Prinzip der Gewaltenteilung funktioniert nicht einwandfrei. Eine Einmischung der Exekutive in die Legislative durch die hohe Zahl der Dringlichkeitsverordnungen sowie die Einmischung des Parlaments in die Tätigkeit der Judikative sind Belege dafür.

Auch wenn die demokratischen Standards in Rumänien noch nicht den Anforderungen an konsolidierte Demokratien entsprechen, dürfen die realisierten Fortschritte nicht außer Acht gelassen werden. Der Wandel wurde eingeleitet und ist, meiner Meinung nach, unwiderruflich.

Für eine Annäherung braucht man stets zwei Parteien. Es muss also auch die Frage nach der Resonanz gestellt werden, die der Wandel in Rumänien in der westlichen Welt und speziell in Deutschland hervorrief, vom Inkrafttreten der EU-Beitrittsverträge 1993 bis zur Abwahl der Regierung Tăriceanu 2008. Der amerikanische Forscher Larry Wolff hat gezeigt, dass die Assoziationen des Ostens als sozioökonomisch rückständigem Verwandten des zivilisierten Westens schon in westlichen Schriften des Aufklärungszeitalters nachzulesen sind. Der Kalte Krieg hat diese Fremdbilder gefestigt. Wenn diese Bilder also seit über zwei Jahrhunderten in den Gesellschaften der westlichen Staaten kursieren, ist davon auszugehen, dass bei der Bevölkerung kaum mit Veränderungen des bestehenden Rumänienimages zu rechnen ist. Den Medien hingegen kommt vor allem in der Auslandsberichterstattung die Rolle eines Weichenstellers zu. Sie haben eine meinungsbildende Funktion, denn die wenigsten Leser/-innen haben die Gelegenheit, sich durch Besuche vor Ort ein eigenes Bild von Land und Leuten zu machen. Ein Wandel im Sinne eines differenzierten und facettenreichen Rumänienbilds in Deutschland wäre also zuerst in den Medien anzutreffen.

Rumänien stößt immer noch auf geringes Interesse seitens der Journalisten der beiden untersuchten Tageszeitungen *Süddeutschen Zeitung* und der *Frankfurter Allgemeinen*

Zeitung. Eine Zunahme der Artikelzahl kann in der Vorbeitrittszeit festgestellt werden, als die Situation in Rumänien in der Regel zusammen mit der politischen und wirtschaftlichen Lage in Bulgarien thematisiert wird. Auch da ist jedoch auffällig, dass die Entwicklungen in Südosteuropa weniger per se interessieren, sondern eher als Argumente für oder gegen die Erweiterung der EU verwendet werden. Je nachdem, welche Position der Journalist in dieser Hinsicht vertritt, werden eher Fortschritte oder Misserfolge hervorgehoben.

In der Berichterstattung sind die jahrhundertelang bestehenden Stereotypen über den rückständigen Verwandten an der Peripherie des Westens durchaus noch anzutreffen. Die desolaten Plattenbausiedlungen, die grauen Dörfer, in denen die Menschen ein Leben am Rande des Existenzminimums führen, bilden die Kulisse für die Darstellung selbst erfreulicher Entwicklungen. Der Pferdewagen als Metapher vormoderner Zustände ist allgegenwärtig. Die Darstellung der sozialen Verhältnisse wird von einem ähnlichen Bild der Zurückgebliebenheit geprägt. Emotionale Berichte über die grausame Situation der Straßenkinder, die hohe Kriminalitätsrate und das Ausmaß der häuslichen Gewalt sind vor allem in den 1990er Jahren anzutreffen. Es wird ein manichäisches Bild konstruiert. Die Rolle des Bösen spielt in der Regel der grausame Staat, die Guten sind hilfsbereite Ausländer. Die primitive Gesellschaft, die sich wegen unterlassener Hilfestellung schuldig macht, gehört jedoch eigentlich in den Kreis der Opfer.

In der Vorbeitrittszeit gewinnt die stereotype Berichterstattung deutlich an Komplexität und Subtilität. Erklärbar ist dies durch die Funktion der Medien, Meinungen zu bilden, aber auch politische Entscheidungen zu legitimieren. So werden erfreuliche Entwicklungen beleuchtet, die Vorzüge des Wirtschaftsstandorts Rumäniens hervorgehoben, die prowestliche Einstellung der Rumän/-innen thematisiert. Politische Erfolge, Fortschritte im Kampf gegen die Korruption und den Klientelismus werden gelobt. Oft schwingt in der positiven Berichterstattung aber eine paternalistische Note mit. Mit einer gewissen Überlegenheit freut man sich für den armen Verwandten über seine kleinen Erfolge. Und die Frage ist immer präsent, ob Rumänien wirklich dazu gehört.

Nun hat die Weltwirtschaftskrise den Aufwärtstrend deutlich gebremst. Die wirtschaftlich prekäre Situation wirkt sich negativ auf die politische Lage aus. Vor allem die versuchte Amtsenthebung von Präsident Traian Băsescu, in deren eiliger Durchführung sämtliche Prinzipien des Rechtstaats missachtet wurden, bereitet Sorgen. Nach dem Scheitern des Referendums kündigt sich eine schwierige Zeit an mit einem erbitterten Kampf zwischen Regierung und Präsidenten.

Ich wage es immer noch zu behaupten, dass die realisierten Fortschritte eine Rückkehr in alte Strukturen undenkbar machen. Diese Erfolge vor dem Hintergrund der desolaten Ausgangslage 1989 schätzen zu lernen und sich der eigenen Identität bewusst zu werden, gibt Kraft und Selbstbewusstsein für die Überwindung schwieriger Situationen. Eine große Chance ist die Mitgliedschaft in der EU, denn immer noch genießt die Gemeinschaft ein hohes Ansehen in der rumänischen Bevölkerung. Dadurch hat ihr Wort Gewicht und die rumänischen Politiker können sich die komplette Missachtung Brüsseler Forderungen nicht leisten. Das Einlenken von Premierminister Victor Ponta infolge der Rügen aus Brüssel ist ein Beweis dafür.

Somit schließe ich mich der Aussage des Südosteuropa-Korrespondenten der *Süddeutschen Zeitung* Klaus Brill an, der in seinem Leitartikel „Regeln der Demokratie“ vom 13.07.2012 schrieb: „Dennoch bleibt, so paradox es klingt, die Aufnahme Rumäniens in die EU eine historisch richtige Entscheidung. Gerade in der Krise zeigt sich ja, wie es dem armen rumänischen Volk ergangen wäre, wenn man es mit einer raffgierigen, zu demokratischer Gemeinschaftsleistung unfähiger politischen Elite alleingelassen hätte.“ Und ich würde ergänzend die Frage formulieren: Wie wäre es wohl den „armen“ westlichen EU-Völkern mit einem der Willkür der heimischen Eliten überlassenen Osteuropa in ihrer direkten Nachbarschaft langfristig ergangen? Auf langer Sicht ist der EU-Beitritt eine Chance für Ost und West.

Für eine Annäherung, wie es die zwischen gleichberechtigten Partnern ist, braucht es Geduld, (Selbst-)Vertrauen und Zeit. Das Ziel ist noch nicht erreicht und der Weg nicht geradlinig, die grobe Richtung stimmt aber.

Dr. Cristina Adina Stinghe, Sozialwissenschaftlerin, ist als Bildungsmanagerin bei der Bielefelder Bildungsstätte Einschlingen und als Lehrbeauftragte an der Universität Bielefeld tätig. Ihre Dissertation ist 2012 unter dem Titel „Vom Ostblockstaat zum Partner des Westens? Der Wandel im postkommunistischen Rumänien vor dem Hintergrund des EU-Beitrittsprozesses und seine Wahrnehmung in der deutschen Qualitätspresse“ im Hamburger Verlag Dr. Kovač erschienen.

Caragiale-Jahr 2012. Renovierung des Dachstuhls der Ion-Luca-Caragiale-Bibliothek 1956-1957.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Rumänische Migranten zu Chancen und Schwierigkeiten der Integration

Rumänen in Ostspanien

Von Patrick Roesler

Im Jahr 2011 betrug die Zahl der in Spanien lebenden Rumänen mehr als 860.000 Personen. Bereits seit einigen Jahren stellen sie die größte Gruppe von Einwanderern auf der Iberischen Halbinsel – noch vor Marokkanern und Ecuadorianern. Aber nicht nur die massive Präsenz der Rumänen ist bemerkenswert, sondern auch der Umstand, dass durch ihre Einwanderung zwei so eng verwandte und doch so verschiedene Sprachen und Kulturen unmittelbar in Kontakt gekommen sind. Da sie zum romanischen Kulturkreis zählen, dürfte es rumänischen Einwanderern in Spanien leicht fallen sich sprachlich und kulturell rasch zu integrieren. Doch wie schätzen die Rumänen in Spanien ihre eigene Lage ein? Welche Erfahrungen haben sie als Ausländer im Land der Strände, Stierkämpfe und Weine gemacht? Und wie beurteilen sie selbst die Chancen und Schwierigkeiten der Integration? Im Folgenden habe ich zu diesen Fragen einige Aussagen rumänischer Migranten aus Castellón de la Plana in Ostspanien aus dem Jahr 2008 zusammengetragen. Zur Wahrung der Anonymität der Informanten wurden die Namen geändert.

Der Traum vom Auswandern

Die Einwanderer äußern sich explizit zum Thema „der Traum vom Auswandern“. So z.B. bezeichnet Florian (36) die rumänischen Migranten als *Goldsucher*, und spielt damit auf zwei historische Begebenheiten an: die Suche der spanischen Eroberer nach dem sagenhaften Goldland *Eldorado* im 16. Jahrhundert, und den *Goldrausch*, welchen die Goldfunde in amerikanischen Kalifornien im 19. Jahrhundert ausgelöst hatten. Wie die Begriffe *Eldorado* und *Goldrausch* ist auch die Bezeichnung *Goldsucher* negativ konnotiet. Während der Gier nach Gold tausende amerikanische Ureinwohner zum Opfer fielen, sind die Rumänen in erster Linie Opfer ihrer eigenen Fehlentscheidungen: „Weißt du, wer hier herkommt? Bettelarme Leute, die nicht mal laufen können. Sie kommen, obwohl sie nicht mal über das Nötigste verfügen – einen Job. Man sagt, dass alle auf der Suche sind nach einer besseren Zukunft. Aber ich kann nicht auf die Suche nach einer besseren Zukunft gehen, wenn ich nicht mal über das Allernötigste verfüge. Doch viele Leute kommen blindlings hierher. Es kommen alte Leute, Omas und Opas – ich weiß nicht, warum sie nicht zu Hause bleiben. Man muss in Rumänien ja nicht verhungern. Aber die Leute kommen wie die Goldsucher.“

Carol (33) wiederum nennt Spanien – wohl in Anlehnung an die USA – das *Land der unbegrenzten Möglichkeiten*. Alexandra (28) bezeichnet die USA sogar als das Traumland aller Auswanderer; dorthin ist auch ihre Schwester gegangen: „In die USA gehen zum Beispiel, alle Welt träumt davon, dorthin auszuwandern. Ich selbst hatte nie diesen Traum, aber meine Schwester lebt in den USA, es war ihr Traum und jetzt lebt sie seit acht Jahren dort und ist glücklich verheiratet.“ Doch auch in Spanien lassen sich die Träume eines Auswanderers erfüllen, meinen Cristina (33) und Valentina (35). Folgende Äußerungen von Alexandra (28) und Nina (60) geben zudem Aufschluss über den „rumänischen Traum vom Auswandern“: „Mein Ex-Mann, der hatte tatsächlich einen Traum: hier zu arbeiten und später nach Rumänien zurückzukehren.“ – „Sieben Jahre lang hatte ich den Traum hierher zu kommen; von zu Hause wegzugehen, um mein Leben und das meiner Familie zu verbessern.“

Migration bewirkt wirtschaftlichen Aufschwung

Roxana (41) sieht ihrerseits einen direkten Zusammenhang zwischen dem Auswandern und dem wirtschaftlichen Aufschwung des Ursprungslandes: „Ich ziehe es vor zu sagen, dass Rumänien und Spanien gleich sind. Es ist ein Kreislauf: Jetzt sind wir an der Reihe und wandern aus, aber auch die Spanier sind vor dreißig Jahren nach Frankreich und Deutschland gegangen, um dort zu arbeiten. Alle Menschen stehen in der Warteschlange – und jetzt sind gerade wir an der Reihe. In ein paar Jahren kehren wir nach Rumänien zurück und nehmen unser gutes Leben aus Spanien mit.“ Nicolae (41) ist zudem der Meinung, dass die Migration auch dem Gastland zu wirtschaftlichem Wachstum und Erfolg verhilft: „Ich denke, die Stadt ist stark gewachsen, gerade weil so viele Rumänen hier hergekommen sind. Denn als wir damals hier ankamen, da gab es gerade mal eine Filiale der Supermarktkette *Mercadona* in Castellón, und jetzt gibt es ganze zwölf davon in der Stadt!“

Veränderung der Persönlichkeit

Einige Einwanderer beschreiben die Migration als einen Prozess der persönlichen Reifung: „Der Job, den du machst, die Leute mit denen du arbeitest, sie lassen dich reifer werden“ (Ana, 26) – „Ich bin ein anderer Mensch

Das Ladenschild dieses marokkanischen Lebensmittelgeschäftes ist dreisprachig und dabei speziell auf drei Zielgruppen ausgerichtet – rumänische, lateinamerikanische und arabische Einwanderer (neben den Einheimischen). Foto: Patrick Roesler

geworden, ein besserer Mensch; ich bin schneller gereift, als ich es erwartet hätte“ (Carol, 33).

Viele Rumänen können die Frage, ob die Migration zu einer Veränderung ihrer Persönlichkeit geführt habe, ohne zu zögern mit Ja beantworten: „Du veränderst dich, ohne es zu wollen, das Leben verändert dich, du hast einen Haufen Probleme, die du in Rumänien nicht hattest, und die Arbeit verändert dich auch“ (Ana, 26) – „Meine Meinung über bestimmte Dinge hat sich verändert, ich hab meinen Freundeskreis gewechselt, ich habe meinen ganzen Lebensstil geändert“ (Carol, 33). Für Carol brachte die Auswanderung einen kontinuierlichen sozialen Aufstieg mit sich: Nachdem er in Rumänien „zu einem Hungerlohn“ gearbeitet hatte, fand er in Spanien zunächst Anstellung in einer Sicherheitsfirma, wo er „unglaublich viele Überstunden schieben“ musste. Danach arbeitete er eine Zeitlang in einer Bäckerei, „mit Arbeitszeiten, wo du keine Minute frei hast, außer zum Essen und zum Schlafen“. Einige Zeit später fand er Arbeit in einer Fliesenfabrik, wo er „in drei Schichten, aber wenigstens mit bezahltem Urlaub und drei monatlichen Zusatzgehältern“ schuftete. Am meisten gefällt ihm jedoch sein aktueller Arbeitsplatz bei einer Versicherungsfirma: „Ich arbeite jetzt bei einer sehr guten Firma.“ Aus den Ausführungen von Gabriela (24) wird deutlich, dass die Auswanderung – zumindest in der Anfangszeit – aber auch zu einem sozialen Abstieg führen kann: „Mein Mann hat sein Studium am Konservatorium abgeschlossen, er ist Opernsänger, und er singt wirklich gut, aber hier werden unsere Abschlüsse nicht anerkannt – jetzt parkt er eben Autos.“

Überhaupt hat die Einwanderung in das fremde Land Spanien vor allem in den ersten Monaten zu einer Verarmung des Lebens der Migranten geführt. Die befragten Rumänen assoziieren diese Anfangszeit daher auch mit Anstrengung und Schmerz: „Das sind einfach schlimme Erinnerungen“ (Carol, 33) – „Ich weiß, dass es für alle Einwanderer sehr schwer ist, denn man durchlebt eine Krise“ (Cristina, 33) –„Ich glaube, es ist kein Tag vergangen, ohne dass ich geweint habe“ (Ursula, 42) – „Es war sehr hart“ (Traian, 36).

Belastende und entlastende Faktoren im Zusammenhang mit der Migration

Die mit der Überwindung der Sprachbarriere verbundenen Ängste, die Unwägbarkeiten eines Lebens in der Illegalität und auch die Aussicht, unliebsame Jobs annehmen zu müssen, bereiteten den Rumänen am Anfang die größten Schwierigkeiten: „Ich hatte große Scham zu sprechen. Ich dachte, dass ich niemals Spanisch würde sprechen können. Ich versuchte, mit Leuten in Kontakt zu kommen, aber ich traute mich einfach nicht, mit ihnen zu sprechen“ (Daniela, 30) – „Das waren schlimme Erfahrungen. Ich meine, wie sie dich behandelt haben, als jemanden ohne Papiere. Sie haben überall versucht, dich zu betrügen, dir dein Geld nicht auszuzahlen und Ähnliches.“ (Carol, 33) – „Jetzt bin ich integriert. Jetzt habe ich keinen Schiss mehr. Als ich noch keine Papiere hatte, da hatte ich wirklich Schiss: ‚Sie werden mich erwischen! Und dann weisen sie mich aus!‘ Ich drehte wirklich am Rad. Aber jetzt, wo ich legal hier lebe, muss ich keine Angst mehr haben“ (Ion, 39).

Neben den Problemen führen die befragten Migranten aber auch einige Faktoren an, die ihnen die Eingewöhnung in Spanien erleichtert haben. Vor dem EU-Beitritt Rumäniens kamen viele Einwanderer mit einem zeitlich beschränkten Touristenvisum nach Spanien. Daher trugen der Erhalt einer Aufenthaltsgenehmigung und die Möglichkeit einer Festanstellung erheblich zur Stabilisierung der eigenen Lebenssituation bei. Mehrere Informanten beschreiben zudem das Auswandern zusammen mit der Familie oder auch das Vorhandensein von Freunden oder Bekannten in Spanien als große Erleichterung. Die Ausführungen von Nicolae (40) und Florian (36) lassen außerdem den Schluss zu, dass auch ausreichend finanzielle Mittel – sofern man sie in der Hinterhand hat – den Lebensweg absichern helfen. Nicolae berichtet: „Wir sind zusammen hier hergekommen, und bis wir Arbeit fanden, hatten wir eine gewisse Menge Geld zur Überbrückung. Und auch das Wissen, dass man nicht aus der Not heraus ausgewandert ist … Ich habe einen Freund, der mir sagte ‚Als ich aus Rumänien weggegangen bin, wusste ich, dass es für mich kein Zurück geben würde‘ – so hatten wir nicht geplant. Wir haben immer mit unseren Eltern und Schwiegereltern telefoniert und sie haben uns gesagt ‚Wenn die Dinge nicht gut laufen, wenn ihr nicht über die Runden kommt, wenn ihr keinen Job findet, dann ist das kein Problem.‘ – Wir haben immer gewusst, dass da ein Hintertürchen offen steht.“ Florian erzählt: „Soll ich dir die Wahrheit sagen? Wir denken immer nur ans Geld. Ich sage immer ‚Gott, schick mich dorthin, wo meine Bestimmung liegt!‘ Aber wenn du Geld hast, dann lebst du gesünder, mit deinem Geld kannst du Freunden helfen. Gott kann mich mit oder ohne Geld auf den Weg schicken, aber Geld gibt dir ein bisschen Stabilität.“

Auch der Glaube an Gott ist für viele Rumänen ein wichtiger Faktor: Er ist Stütze in schwierigen Zeiten und gibt ihnen Zuversicht in eine glückliche Zukunft in Spanien.

Der Besitzer dieses Cafés macht mit einem rumänischen Klischee auf sich aufmerksam: Als Namen hat er die Region in den Karpaten gewählt, die auf der ganzen Welt mit Rumänien assoziiert wird – Transsylvanien, die Heimat von Bram Stokers Dracula. Foto: Patrick Roesler

Integration und Identität

Darüber hinaus ist die Mehrheit der befragten Einwanderer der Ansicht, dass sich die Rumänen gut in Spanien integriert haben: „Was das Thema Integration anbelangt, ich denke, das läuft ganz gut“ (Nicolae 40) – „Ich glaube, dass wir Rumänen uns hier in Castellón ziemlich gut integrieren“ (Ursula, 42). Nach Meinung der Einwanderer bedeutet „Integration“ in erster Linie Anpassung an die lokalen Gegebenheiten, und bei einem selbst auch Bereitschaft, der Bevölkerung des Gastlandes keine Probleme zu machen und auch die lokalen Sitten und Bräuche sowie Gesetze zu achten. Nach der Einwanderung in Spanien wurde den meisten befragten Rumänen schon recht bald klar, dass die sprachliche Integration, also der Erwerb von Kenntnissen in der Gastsprache unumgänglich ist: „Wir brauchen die Sprache einfach für die Arbeit, man muss Spanisch lernen, denn wenn nicht, kannst du keine Arbeit suchen und dich nimmt auch keiner, weil du dich eben nicht verständlich machen kannst“ (Ana, 26) – „Es ist unverzichtbar, denn wenn man nicht sprechen kann, kann man auch nicht mit den Leuten kommunizieren; egal ob auf der Arbeit, oder wenn man einfach mal nach dem Weg fragt: Du wirst schon sehen, kaum einer wird dich verstehen!“ (Ion, 31).

Zudem ist es nach Meinung der meisten Untersuchungsteilnehmer für Rumänen relativ leicht, rasch gute Spanischkenntnisse zu erwerben. Grund dafür ist die große Ähnlichkeit beider Sprachen und Kulturen – beide sind lateinischen Ursprungs. Entsprechend häufig findet man in den Interviews auch den Topos *Somos todos latinos* („Wir sind doch alle Latinos“). Damit bringen die Rumänen zum Ausdruck, dass sie sich ebenso wie die Spanier zum romanischen Kulturkreis zugehörig fühlen und es ihnen leicht fällt, sich sprachlich und kulturell in Spanien zu integrieren.

Nicht zuletzt wurde bei der Befragung aber auch deutlich, wie wichtig es vielen Einwanderern ist, ihre rumänische Identität zu bewahren, indem sie weiter ihre Sprache sprechen sowie ihre Kultur und eigene Bräuche pflegen. Daniela (30) meint dazu: „Ich habe hier die Möglichkeit rumänische Produkte zu kaufen, meine Sprache zu sprechen, Bücher auf Rumänisch zu lesen. Daher empfinde ich das Ganze nicht als radikale Veränderung; es hat mich nicht entwurzelt.“

Dieser Fleischer macht mit der rumänischen Trikolore auf sich aufmerksam und verwendet als Namen die historische Bezeichnung für einen sich gegen die Unterdrückung auflehnenden Rumänen, den „haiduc“ (Freischärler). Foto: Patrick Roesler

Viele der Informanten leben zudem beide Kulturen in ihrem Alltag. Ion (31) meint diesbezüglich: „Ich habe mich gut eingewöhnt. Ich habe jetzt rumänisches Fernsehen über Kabel. Wenn ich Lust habe, dann höre ich mir rumänische Musik an, oder ich schaue einen Film oder so. Aber meinen Alltag verlebe ich hier. Die rumänischen Feste feiere ich noch, Neujahr, Weihnachten und Ostern. Aber man muss sich eben auch an die lokalen Sitten und Gebräuche anpassen.“ Und Cristina (33) weiß zu berichten: „Die mediterrane Küche ist sehr kräftig und sehr gut. Ich hab versucht, sie bei mir zu Hause einzuführen, weil sie eben auch sehr gesund ist. Aber manchmal, da vermisse ich rumänisches Essen, und zu Hause hab ich gar keine Zeit, rumänisch zu kochen. Deshalb gehe ich eben ab und zu hier in Castellón in ein rumänisches Restaurant.“

Einige wenige rumänische Einwanderer gehen letztlich sogar so weit, ihre kulturellen Wurzeln zu verleugnen und sich der spanischen Lebensweise sehr stark anzupassen. Daniela (30) meint diesbezüglich: „Ich ziehe es vor, unerkannt zu bleiben. Die Leute sollen nicht merken, dass ich Rumänin bin, denn ich will keine Schwierigkeiten. Ich weiß auch nicht, ich denke halt, dass ich ein ziemlich spanisches Leben führe. Ich habe sogar meine Essgewohnheiten beim Frühstück verändert. Ich frühstücke mit meinen Kollegen, versuche so zu sprechen wie sie, ich schnappe Wörter von ihnen auf und verbringe meine Freizeit so wie sie.“ Ștefan (20) fühlt sich zudem gar nicht mehr als richtiger Rumäne: „Rumänische Kultur? Das Essen! Das typisch rumänische Essen finde ich super. Ansonsten hab ich mich schon kulturell eingewöhnt. Vielleicht denke ich nicht einmal mehr wie die Rumänen. Ich verhalte mich schon gar nicht mehr wie sie.“

Der Lebensmittelpunkt der rumänischen Einwanderer liegt jetzt in Spanien. Und sofern es sich einrichten lässt, wollen sie auch in Zukunft in Spanien leben: Als gut integrierte Bürger Europas, die einst auszogen, um ein besseres Leben zu finden, und die sich – nicht zuletzt aufgrund der großen Zahl von Landsleuten auf der Iberischen Halbinsel – mittlerweile als „Rumänen in Spanien“ fühlen.

Dr. Patrick Roesler ist Romanist und Sprachwissenschaftler. Zuletzt erschien von ihm die Dissertation „Die sprachliche Integration rumänischer Einwanderer in Ostspanien (Castellón de la Plan)“ im Verlag Dr. Kovač (Hamburg 2011).

Zur Notwendigkeit von Heizungsmodernisierungen in Rumänien

Kalte Schulen und klamme Kassen

Von Tony Krönert

Rumänien leidet unter einem Modernisierungstau im Heizungskeller. Das ist zwar europaweit nichts Besonderes, aber es sind Nachrichten wie diese, die zeigen, wie dramatisch die Situation in Rumänien ist: Im Oktober 2009 wird von eingemummten Kindern berichtet, die frierend in ihrem Klassenzimmern in Kronstadt/Braşov sitzen. Zwei Jahre später halten Probleme mit der Finanzierung der Fernheizung in Reschitza/Reşiţa die regionale Politik auf Trab, Tausende Menschen bleiben monatelang ohne funktionierende Heizung und Warmwasser.

Zunächst ein Blick auf die Struktur des rumänischen Heizungsmarktes, der sich in zwei unterschiedliche Bereiche aufteilt: die städtischen und die ländlichen Gebiete. In den Städten sind fast 58% der Wohnungen an ein zentrales Heizungssystem angeschlossen. Über den Fernwärmemarkt werden Wohnungen von 5,5 Millionen Einwohnern beheizt, wobei der Durchschnittsverbrauch bei 19.000-21.000 Gigawattstunden pro Jahr liegt. Die Preise für den Bezug von Fernwärme variieren stark von Kreis zu Kreis. Im Jahr 2010 lag die Spanne zwischen 22 und 70 Euro.

Gemäß den Schätzungen des Nationalen Statistikinstituts leben ca. 45% der Gesamtbevölkerung, also 10,13 Millionen Rumänen, in ländlichen Gebieten und vorrangig von der Landwirtschaft. 98% der ländlichen Wohnungen verfügen über eine Ofenheizung. Nur knapp 7% der Wohnungen sind an Verteilnetze für Erdgas angeschlossen und gar nur 2% an ein zentrales Heizungssystem. Die Hauptbrennstoffe für Heizungen und Nahrungszubereitung auf dem Land sind Holz sowie Holz- und Landwirtschaftsabfälle.

Besonderes Augenmerk gilt auch den Schulen. Von den knapp 17.000 Bildungseinrichtungen in Rumänien werden etwa drei Viertel mit Holzöfen beheizt. Der Rest verfügt über eine Zentralheizung. Hierbei gibt es aber auch regionale Unterschiede: In Botoşani werden 94% der Schulen mit Holzöfen beheizt, in der Region Kronstadt sind es 59%, in Bukarest hingegen nur 31%. Schulen, die erneuerbare Energien für die Wärme- und Warmwasserbereitstellung nutzen, gibt es nur wenige.

Wie bereits beschrieben ist die Mehrheit der städtischen Bevölkerung an das Fernwärmenetz angeschlossen. Viele dieser Wohnungen sind allerdings in einem energetisch schlechten Zustand, und ihre Bewohner verdienen nicht genügend Geld, um sich die Wärmebereitstellung durch Fernwärme leisten zu können. Daher sah sich der Staat gezwungen, den Fernwärmepreis lange Zeit stark zu subventionieren. Bis Ende letzten Jahres wurde der Preis für den Bezug der Fernwärme über ein System aus lokalen und nationalen Referenzpreisen geregelt. Der Unterschied zwischen diesen Referenzpreisen wurde vom Staat und den Kommunen getragen. So entstanden allein im Winter 2010/11 Subventionskosten im Gesamtwert von 1,247 Milliarden Lei (ca. 300 Millionen Euro). Der Staat deckte hierbei 45% der Kosten der Heizkraftwerke für den Ankauf von Brennstoffen, weitere 10% kamen von den Kommunen.

In diesem Wert noch nicht enthalten sind die Kosten für die Unterstützung von Familien, deren Einkommen bei unter 800 bis 850 Lei pro Familienmitglied liegt. Diese Familien erhalten auch weiterhin Heizungsgeld. Die Streichung der Subventionen für die Fernwärme war eine Forderung des Internationalen Währungsfonds zur Konsolidierung der Staatsfinanzen. Seither entscheidet die lokale Verwaltung individuell, ob sie einen Teil der von den Lieferanten verlangten Wärmepreise übernimmt.

In vielen Gemeinden hat die Neuregelung der Subventionierung Turbulenzen verursacht. Besonders deutlich wurde dies in Reschitza. Schon in den vergangenen Jahren konnte die städtische Wärme- und Warmwasserbereitstellung nur unter schwierigen Bedingungen sichergestellt werden. Mit der Streichung der staatlichen Heizungssubventionen stand die städtische Zentralheizung allerdings vor dem Zusammenbruch. Bereits im September 2011 hatten 3.000 Einwohner kein warmes Wasser mehr.

Die Probleme waren und sind vielschichtig. Ein total veraltetes Heizwerk sorgt mit seinen historischen Schulden für ein immer größeres Loch im Haushalt der Stadt; die Gaslieferanten sind durch die fehlende staatliche Unterstützung aufgeschreckt und verlangen eine Bezahlung im Voraus; für die Privatisierung des Zentralheizungssystems fand sich kein Käufer; für den Umbau der Quartalsheizwerke reichte, für viele erwartungsgemäß, das Geld doch nicht. Nur fünf Schulen in Reschitza verfügen über eine eigene Heizung. Erst nach einer

Verschiedene Gaszähler an einer Hauswand aufgereiht. In Rumänien bald ein Bild der Vergangenheit? Der Umstieg auf erneuerbare Heizungsanlagen hat begonnen - wenn auch nur schleppend. Foto: mortograph/pixelio.de

dreimonatigen Hängepartie und in einer Dringlichkeitssitzung des Stadtrates wurde am 20.12.2011 ein Maßnahmepaket beschlossen, das zumindest für einen Teil der Betroffenen eine Lösung in Form von Zuwendungen für den Kauf einer eigenen Wohnungsheizung bietet.

Neben der Subventionierung des Heizungsmarktes, die zumindest von staatlicher Seite weitgehend abgeschafft wurde, gibt es Förderprogramme für Heizungsanlagen, die erneuerbare Energien nutzen. Das bekannteste und weitreichendste Förderprogramm auf dem Wärmemarkt ist das Programm „Grünes Haus“ (*casa verde*). Mit diesem Programm wird der Umstieg von einem klassischen Heizungssystem auf eine Anlage gefördert, welche erneuerbare Energie nutzt. Das Budget für diese Förderung betrug 2011 immerhin 25 Millionen Euro. Der Einbau einer Solarthermieanlage oder einer Pelletheizung wird mit bis zu 1.500 Euro gefördert, für den Einbau einer Wärmepumpe gibt es sogar bis zu 2.000 Euro. Zumindest in einigen ländlichen Regionen zeichnen sich Erfolge ab. So gab es im Kreis Kronstadt 2011 fast doppelt so viele Anträge, wie Mittel vorhanden waren. In diesem Fall erhalten die Kommunen mit starker Nachfrage bei der Neuverteilung der nicht nachgefragten Mittel aus den anderen Regionen weiteres Geld.

Noch einmal zurück zur Situation an den Schulen. Diese verursachen ein Zehntel des rumänischen Energieverbrauchs. Europäische Vorschriften fordern, dass die Energiekosten und der Energieverbrauch in Bildungseinrichtungen gesenkt werden. In den letzten Jahren sind die Kosten für Heizung und Strom an rumänischen Schulen unvorhersehbar geworden. Ein Dreiklang aus Problemen ist dafür verantwortlich, dass in einigen Gemeinden Kinder nicht selten in kalten Klassenräumen lernen müssen: fehlende finanzielle Mittel, eine verschlissene Infrastruktur und Fehler in der Verwaltung. Letzteres ist unter anderem so zu verstehen, dass die Regierung teure Minibusse für den Schülertransport gekauft hat, statt durch billigere Busse Geld einzusparen, um damit das Heizproblem von 10 bis 15% der Schulen zu lösen. Es fehlt an klaren Prioritäten.

Die Heizungssituation an Schulen ist speziell. Die Gebäude werden normalerweise abends, nachts, an Wochenenden und in den Ferien nicht genutzt. Das setzt besondere Anforderungen an die Energietechnik, die auf dem neuesten Stand nur geringe Kosten für Wartung und Pflege verursacht. Dabei sparen ein gut isoliertes Gebäude und eine effiziente Heiztechnologie nicht nur Betriebskosten und Ressourcen ein, sondern erhöhen auch den Komfort der Nutzer. Für die lernenden Kinder ergibt sich ein gesünderes und besseres Umfeld zum Lernen, was sich auch positiv auf die Lernbereitschaft auswirken dürfte.

Kurz gesagt: Das Energieeinsparpotenzial an rumänischen Schulen ist hoch, weil bisher zu wenig getan wurde. Die Politik weiß, dass etwas getan werden muss, was sich allerdings noch nicht auf die Haushaltsplanung ausgewirkt hat. Es gibt andere Probleme, die Priorität genießen: die Beschaffung von Lehrmaterialien und die rasch ansteigende Zahl der Schüler. Dabei würde sich durch eine moderne Heizungs- und Lüftungsanlage über die Zeit viel Geld einsparen lassen.

Festzuhalten bleibt, dass der rumänische Heizungsmarkt vor dem Kollaps steht. Die Anlagen sind veraltet und haben hohe Betriebs- und Wartungskosten. Die Streichung der Subventionen für die Fernheizung verursacht hohe finanzielle Aufwendungen und Probleme bei den Kommunen. Prioritäten müssen verschoben werden und das Geld fehlt an anderen Stellen. Was bleibt, sind Tausende Menschen, die im Winter in kalten Wohnungen leben.

Dabei liegen die Vorteile von finanziellen Anreizen und Investitionen am Heizungsmarkt auf der Hand: Das Geld, das die Regierung in die Förderung steckt, bekommt sie vielfach wieder zurück. Schließlich werden Heizungen von regionalen Installateuren und Handwerkern eingebaut, die durch diese Förderung Arbeit erhalten. Diese Arbeit sichert dem Staat nicht nur Steuereinnahmen, sondern verringert staatliche Ausgleichsleistungen für Geringverdiener und Arbeitslose. Des Weiteren sinken die Kosten für den Ankauf von fossilen Brennstoffen. Auch die Abhängigkeit des Landes von Lieferländern fossiler Energien sinkt, und die sinkenden Treibhausgasemissionen erhöhen die Volksgesundheit. Auch das spart in der langfristigen Planung Geld ein.

Der Staat hat aber ein Problem: Für Investitionen am Heizungsmarkt sind zunächst erst einmal finanzielle Mittel notwendig, die nicht vorhanden sind. Der Staatshaushalt wird für ein Jahr aufgelegt. Eine langfristige Planung ist hierbei nur bedingt möglich. Dabei würden sich die sinkenden Beschaffungskosten für fossile Energie und die vermiedenen Ausgaben für Klimaschutz und das Gesundheitssystem schon nach wenigen Jahren in den Budgets wiederfinden. Kredite, mit denen man diese Investitionskosten finanzieren könnte, sind in der derzeitigen Finanzkrise zu teuer.

Will Rumänien das Heizungsproblem in den Griff bekommen, sind große Anstrengungen von allen Seiten notwendig. Förderungen erneuerbarer Heizungsanlagen müssen attraktiver gestaltet werden, Steuerabschreibungen und zinsgünstige Kredite für energetische Gebäudesanierungen müssen ausgeweitet werden, das Fernwärmenetz ist zu modernisieren. Gleichzeitig muss das Volk auf die bestehenden Möglichkeiten hingewiesen werden und für das Thema erneuerbare Heizung und Gebäudesanierung sensibilisiert werden. Doch Rumänien kann durch einen Modernisierungsschub am Heizungsmarkt nur gewinnen.

Tony Krönert arbeitet in Berlin bei einem Verband im Bereich der erneuerbaren Energien.

Zur Bedeutung des Adjektivs „deutsch“ für Rumänen

„Eine deutsche Methode, kein Geld aus dem Fenster zu werfen.“

Von Thomas Schares

Die „deutsche“ Qualität

„Made in Germany“ – ursprünglich war diese Kennzeichnung für Waren dazu gedacht, Produkte aus Deutschland zu diskreditieren. Da sich aber Qualität bekanntlich durchsetzt, wurde diese Bezeichnung zu einer weltweiten *success story*, die bis heute anhält. Ganz besonders gut lässt sich das in Rumänien beobachten, denn hier konnte der gute Ruf deutscher Waren, insbesondere deutscher Technik sich noch zusätzlich stützen auf den guten Leumund, den die Arbeit der deutschen Bevölkerung, die als Minorität im Land lebt, hatte und hat (siehe das Phänomen Klaus Johannis in Hermannstadt/Sibiu). Die Eigenschaft „deutsch“ steht also für Qualität, Stabilität und Effizienz, mitunter auch für Verlässlichkeit und Ehrlichkeit – und ist dem Rumänen durchaus sympathisch. Es geht hier um Vorstellungen und Bilder, die Menschen verschiedener Kulturen voneinander haben. Und die interkulturelle Idee, die Rumänen von den Deutschen und dem „Deutschen“ haben, ist erwiesenermaßen geprägt von positiven Inhalten. In Vorwendezeiten, so berichten Gewährsleute, hieß *„A se îmbrăca după Neckermann!“* soviel wie „sich modisch kleiden“, und über als ausgereift empfundene (technische) Gegenstände wurde mit: *„Asta e Zeiss!“* Lob ausgeschüttet. Dieser Ausdruck wurde auch metaphorisch verwendet, um alles zu attribuieren, was „gut“ ist. Deutsche Produktion setzt also die Standards.

Den guten Ruf der „deutschen Qualität“ machen sich viele Unternehmer in Rumänien auch heute zu Nutze, indem sie die Eigenschaft „deutsch“ in ihr Marketingkonzept integrieren. Das gilt bei weitem nicht nur für das Bier (siehe unten), bei dem dies erwartbar ist, sondern auch für ganz andere Produktlinien und Dienstleistungen, so machen etwa auch sehr gerne und häufig Zahnärzte, Optiker und auch Fahrschulen Werbung mit dem Verweis auf „deutsche“ Standards. In Bukarest findet sich auch eine *„spălătorie germană“*, eine deutsche Wäscherei. Toilettenpapier im Supermarkt heißt *„Helga“*. Ein Hersteller von thermoisolierten Doppelglasfenstern etwa wirbt sehr geistreich mit der Zeile: *„O metodă germană de a nu arunca bani pe fereastră“* (siehe Titel). In Bukarest werden im „Residenz“ genannten *„cartier german“* Appartements angeboten, wo alles an „deutschen Standards“ ausgerichtet ist (der Slogan: *„Residenz – o alegere Sehr Gut!“*). Die Kette TCM, die allerlei Produkte aus dem Non-Food-Sektor anbietet, vor allem elektronische Kleingeräte, Haushaltsgeräte und Bekleidung, hat sich vor kurzem umbenannt in *GerMag*, schon vorher sorgte der Slogan *„produse germane“* für reichlich Kundschaft; die Fassadenwerbung und die Einkaufstüten sind in den deutschen Nationalfarben gehalten, wobei die Produktpalette allerdings aus Fernost stammt. Das viel „deutsches Flair“ auch über Österreich vermittelt wird, zeigt beispielsweise die *Cafeteria „Kremschnitte & Kaffee“* in Bukarest am *Piaţa Romană* (http://www.kremschnitte.ro). Vivil bewirbt seine Bonbons mit der Zeile: *„bomboane nemţeşti cu tradiţie“* („Deutsche Bonbons mit Tradition“). Auch jenseits der Grenze in Bulgarien kann man übrigens „German style“-Spüllappen kaufen.

Dass es sich bei diesem gezielten Einsatz des Merkmals „deutsch“ in der Werbung nicht um ein Nachwendephänomen handelt, zeigt beispielsweise eine Werbung aus dem Jahr 1933, für das Grammophon „Klingsor“, *„singurul Gramofon intr'adevăr german“* („das einzige echte deutsche Grammophon“).

„Deutsches“ Bier für rumänische Kehlen

Der geneigte Biertrinker steht überrascht vor den Supermarktregalen: Neben den Importbiermarken, die natürlich der lifestyleorientierte Rumäne von Welt heute ohnehin bevorzugt, finden sich nur wenige nicht deutsch klingende Marken unter den indigenen Bieren, die bekannte Quadriga – *Ursus, Ciuc, Timişoreana* und *Silva* – steht neben *Dorfer, Neumarkt, Golden Brau, Bergenbier, Albacher* und *Bürger Original*. Also auch beim Bier wird die deutsche Qualität geschätzt, was sich durch die deutsche beziehungsweise deutsch klingende Benennung äußert. Alle erwähnten Marken haben im Übrigen keinerlei Verbindung nach Deutschland oder Österreich, es sind rein rumänische Produkte. Interessant ist hierbei der orthographische Umgang mit der deutschen Sprache, besonders der Umlaute: Bei *Dorfer* (wie auch Albacher von der Romaqua-Group, die man vom *Borsec*-Wasser kennt, produziert) und *Golden Brau* (wie auch *Neumarkt* Mitglied der Heineken România) etwa fehlen die diakritischen Pünktchen über den Vokalen, *Bürger Original* aus Großwardein/Oradea aber hat diese treu. Auf der in Rumänien vermarkteten

Die Cafeteria Kremschnitte & Kaffee in Bukarest.
Foto: Thomas Schares

Dose ist auch konsequent auf deutsch vermerkt: „Gebraut aus reinem Quellwasser.“ Auch die *Dorfer*-Dose gönnt sich eine deutsche Unterzeile: „Helles Bier aus feinstem Hopfen und Malz.“ (Das erinnert uns an die Geschichte des Worts *„Müsli“* in Rumänien: Ursprünglich wurde es *„Musli“* geschrieben und gesprochen; jüngst hat die Firma *Müller,* die vermutlich auch viel Wert auf die richtige Wiedergabe des eigenen Firmennamens legt, den Umlaut im Wort *„Müsli“* mithilfe eines eigenen Produkts durchgesetzt). Dem rumänischen Bierkonsumenten werden also profunde Deutschkenntnisse zugetraut.

Den neuesten Coup der Bierindustrie liefert in diesem Sommer die Marke *Ciuc*, deren Produktlinie um die Novität *Ciuc Natur Radler* erweitert wurde. Deutscher Innovationsgeist schickt sich also an, 500 Jahre nach der Erfindung des neuzeitlichen Bieres die Welt ein weiteres Mal zu erobern mit der süßsauren Radler-Variante. In Rumänien jedenfalls wird die Limo-Bier-Mischung gekannt und konsumiert unter der Bezeichnung *„Radler“*. Bier hat ja im Übrigen auch im Altreich (= Moldau, Walachei, Dobrudscha) Tradition dank deutscher Initiative. Bekannt ist der Bukarester Bierbrauer Erhard Luther, der mit der Griviţa-Brauerei 1869 in Bukarest eine der ersten Brauereien im Altreich erbaute. In Konstanza/Constanţa in der Dobrudscha gründeten die österreichischen Brüder Gruber 1877 die erste Brauerei, die im Jahr 1929 bereits 400.000 Hektoliter produzierte.

Das in Rumänien in Lizenz gebraute Holsten machte mit einer markanten Webekampagne auf sich aufmerksam: Die Firma *Deutek* (!) bewirbt ihre Farbe *Oskar Superweiss* (mit teutonischem *K*!) mit dem Slogan *„Vopseşte nemţeşte!“* („Streiche an wie die Deutschen!“). Diesen Slogan wandelte Holsten in einer Kampagne intertextuell mit einem Augenzwinkern ab zu *„Sărbatoreşte nemţeşte!“* („Feiere wie die Deutschen!“). Wenn die Deutschen dann feiern, dann gibt es natürlich ein „(Deutsches) Bierfest“ oder gleich ein „Oktoberfest“, wie es in vielen Städten Rumäniens mittlerweile zu finden ist. Auf dem Oktoberfest in Kronstadt/Braşov wurde 2011 übrigens auch ein „Wurst-Gladiators“-Wettbewerb durchgeführt. Es ist uns nicht bekannt, wer gewonnen hat.

Mit „deutschen“ Methoden geht’s besser

Auch wenn es nicht so sehr ums Konkrete des Produkts und der Dienstleistung geht, wird das Adjektiv „deutsch“ gern verwendet. Eine Internet-Recherche zeigt: Besonders häufig ist die Kombination *„metodă germană“* oder *„sistem german*“, aber es findet sich auch *„migala germană“*, die „deutsche Sorgfalt“ u.a.m. Neben dieser allseitigen Verwendung des Begriffs *„metodă germană“* gibt es einen ähnlichen Ausdruck *„metodă franceză“*, der auch öfter Verwendung findet. Ein mögliches Indiz für die weiter wirkende Vorbildfunktion dieser beiden Kulturen, wobei allerdings – auch das versichern wieder muttersprachliche Gewährsleute – mit dem letztgenannten Ausdruck nicht unbedingt explizit Positives mitgemeint ist.

In der Politik empfehlen rumänische Journalisten bisweilen, gegen den Balkanismus die „deutsche Methode“ einzusetzen (*„Balcanism versus metoda germană“*). Deutsche Methoden werden in allen denkbaren Bereichen propagiert, vom Unterrichten bis zur Bioresonanztherapie, vom Management bis zum Hoch- und Tiefbau, beim Weinanbau, bei der Pediküre, … ja sogar beim Bodybuilding; alles ist von bester Qualität und Effizienz, weil nach „deutscher Methode“. Erwähnenswert dabei ist noch, dass man sich dabei überwiegend des romanischen Adjektivs *german/-ă* bedient; das ebenfalls im Rumänischen zur Verfügung stehende, aus dem Slawischen stammende *nemţesc/nemţească* (s.o.) wird in solchen Kontexten so gut wie nie verwendet.

Auch in neutralen oder ironisierenden Verwendungen kommt das Adjektiv „deutsch“ vor, im hier gegebenen Beispielfall als *nemţesc*: Wenn in einer Gästegruppe im Restaurant jeder separat bezahlen und eine eigene Rechnung haben will, anstatt dass, wie in Rumänien üblich, der Tisch eine gemeinsame Rechnung bekommt, nennt das der Volksmund *„plăteşte nemţeşte“* („Bezahlen wie die Deutschen“). Hier also wird eine im Grunde als positiv wahrgenommene Eigenschaft als Übertreibung ins Gegenteil verkehrt und zur Pedanterie, die zudem für die Bedienung noch Mehrarbeit bedeutet.

In der Summe vereinigt das Adjektiv also alle Eigenschaften, die interkulturell den Deutschen von den Rumänen zugeschrieben werden: Das ist von der Verlässlichkeit über die Genauigkeit, die gute Qualität bzw. Organisation (bis hin zur – übertriebenen – Disziplin oder Genauigkeit, die auch als negativ empfunden werden kann), besonders in technischer Hinsicht die Ausgereiftheit und Effizienz von Produkten und Prozessen (hiervon zeugen auch Dutzende bis Hunderte von Entlehnungen aus dem Deutschen ins Rumänische aus dem Bereich der Technik; die Bekanntesten sind *„şurub“* „Schraube“ und *„bormaşină“,* aber es gibt auch beispielsweise den *„ştift“* und die *„şină“* „Schiene“) im Bereich des Arbeitens durchaus Professionalität, Sachorientiertheit und Neutralität. Erklärbar wird dies mit

Rumänische Biersorten.
Foto: Thomas Schares

den Kulturdimensionen, von welchen Interkulturalitätsforscher sprechen. Hier sind vor allem die Dimensionen der Machtdistanz, der Unsicherheitsvermeidung und der Langzeitorientierung in der rumänischen und der deutschen Kultur sehr verschieden ausgeprägt. Möglicherweise stammt die Bewunderung „des Deutschen“ aus einer eigenen als eher balkanisch empfundenen Identität, die mit der als prototypisch westeuropäisch empfundenen deutschen kontrastiert wird.

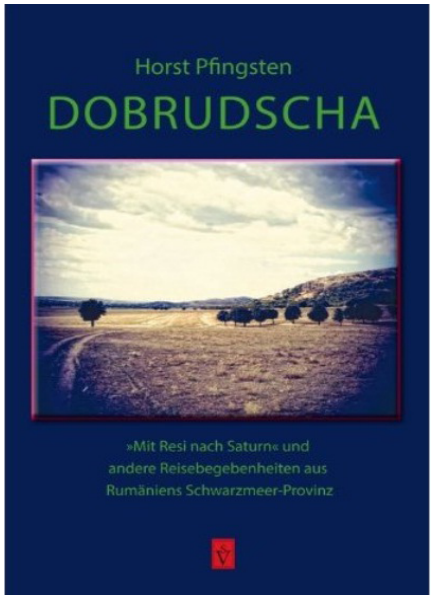
Es überrascht also in Rumänien nicht so sehr die starke Präsenz deutscher Firmen und Marken, von Siemens über Knorr und Müller bis zu Volkswagen, die nun wirklich jeder Rumäne kennt. Es ist bekannt, dass Deutschland wichtigster Handelspartner Rumäniens ist. Vielmehr die häufige und überall anzutreffende Verwendung des Adjektivs „deutsch“ und auch der Einsatz „deutscher“ oder als deutsch empfundener Attribute besonders im Marketing, aber auch in anderen Bereichen ist überraschend, denn sie geht weit über die üblichen Bayern-Oktoberfest-Stereotype und die Vorliebe für deutsche Automobile hinaus. Sie speist sich aus der tradierten Vorstellung der Made-in-Germany-Qualität, aus der starken deutschen Präsenz in der rumänischen Wirtschaft und im Konsumleben, nicht zuletzt aber auch vom guten Ruf, den Deutschland und die Deutschen in Rumänien genießen. Woher rührt nun dieser genau, abgesehen von dem direkten Einfluss der deutschen Minderheiten im Lande, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Wie in einem rumänischen Blog treffend bemerkt wird: *„Avem un fetiş cu nemţii. Das ist klar!“* („Wir haben einen Fetisch mit den Deutschen. …“).

Dr. Thomas Schares ist DAAD-Lektor am Lehrstuhl für Germanistik der Universität Bukarest. (Anm. d. Verfassers: An dieser Stelle gebührt Erwähnung und Dank meinen Studentinnen Daria Munteanu und Alexandra Similie, die zu diesem Thema viel Material in ihrem Bachelorarbeiten zusammengetragen und beigesteuert haben.)

Caragiale-Jahr 2012. Ansicht der Ion-Luca-Caragiale-Bibliothek (Mühlenstraße 23, Berlin-Pankow) von der gegenüberliegenden Straßenseite 1957.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Caragiale-Jahr 2012. Die gereinigte Büste von Ion Luca Caragiale (1852-1912) im Jahr 2012 vor dem Gebäude, in dem sich jetzt das Jugendzentrum M24 befindet.
Foto: Josef Sallanz

ANZEIGE



Horst Pfingsten: ***Dobrudscha. „Mit Resi nach Saturn“ und andere Reisebegebenheiten aus Rumäniens Schwarzmeer-Provinz.*** *Schiller Verlag, Hermannstadt und Bonn 2012, 191 Seiten, 14,20 € (im deutschen Buchhandel erhältlich).*

INHALT: Vorausgeschickt • Mihail Kogălniceanu • Die Verwandlung des Ovidiu • Unterwegs nach Babadag • Die Dobrudscha – ein Exkurs • Comandantul Gheorghe Avădanei und seine geliebte ›Republica‹ • Sulina • Als Missionar immer im Dienst. Es sei denn … • Scrumbie, Caras, Crap und Somn. Wie kommt der Hering in die Donau? • Die Heiligen in Schräglage • Lucia, Adrian, Andreea und Bimbo, the teeny tiny elephant • Creasta Cocoşului – Der Hahnenkamm • Der Ţuţuiatu und die Aneignung der Zeit • Culmea Pricopanului. Zum zweiten Frühstück zu zweit • Geamia-Azizie-Moschee. Ein kühler Kubus in Tulcea • Niculiţel. Ersehnte Fernsicht mit Seenblick, ein Bordei und das Fernsehen • Mecidiye/Medgidia • Mit Resi nach Saturn • Negru Vodă. Ein Ort in Grenzbereichen • Sechs ins Töpfchen, zwei ins Kröpfchen

Eine neue Ausgabe der Gedichte Georg Hoprichs

Die Wiederentdeckung eines vergessenen rumäniendeutschen Lyrikers

Von Maria Irod

Der schmale und grafisch elegante Gedichtband mit dem geheimnisvollen Titel „Bäuchlings legt sich der Himmel" ist eine herausragende editorische Leistung. Dadurch werden – 42 Jahre nach dem frühen Tod des Autors – Gedichte von Georg Hoprich, einem der wichtigsten rumäniendeutschen Lyriker, für eine breite Leserschaft wieder zugänglich gemacht. 1983 hatte Stefan Sienerth eine erste quellenkritische Ausgabe der Gedichte Hoprichs im Bukarester Kriterion Verlag publiziert. Im Rumänien der damaligen Zeit war ein solches Unternehmen nicht risikofrei: Der Dichter war ein ehemaliger politischer Häftling, der überdies nie rehabilitiert wurde und sich ein paar Jahre nach seiner Haftentlassung das Leben nahm. Diese erste und bis zum vorliegenden Band einzige Hoprich-Ausgabe ist bereits seit mehreren Jahren vergriffen.

Der jetzige Herausgeber sieht sich einer anderen Art von Risiko ausgesetzt. In seinem ausführlichen Nachwort fragt sich Bertram Reinecke, ob die formstrenge, oft ältere poetische Traditionen aufgreifende Lyrik Georg Hoprichs das heutige Publikum noch ansprechen könnte. Der Entscheidung, Gedichte von ihm neu aufzulegen, sowie der eingehenden Analyse im Nachwort, die die Lektüre dieser Texte als ästhetisches Erlebnis unabhängig vom biografischen Aspekt empfiehlt, ist die eindeutige Bejahung dieser Frage abzulesen.

Das Konzept dieser Ausgabe orientiert sich eher an leitmotivischen Zusammenhängen als an literarhistorischen Kriterien. Der Gedichtband ist nicht chronologisch, sondern thematisch in sechs Abschnitte gegliedert. Dem Herausgeber geht es darum, „in einer begrenzten Auswahl möglichst die gesamte Dimension des Hoprichschen Sprachkosmos sichtbar [zu] machen." (S. 94). Für den Einstieg in das Werk Hoprichs bietet das Buch tatsächlich die richtige Textauswahl, die das lyrische Universum des Dichters mit seinen bildlichen Korrespondenzen und Kontinuitäten aufscheinen lässt. Dokumentarische Elemente fehlen auch nicht ganz. So können etwa aufgrund der Datierungen Bezüge zum Entstehungszusammenhang der Texte hergestellt werden. Darüber hinaus bekommt man dank der verzeichneten Varianten einiger Gedichte Einblick in die dichterische Praxis des Autors. Die gedruckten Beispiele von Typoskript und Handschrift runden den positiven Gesamteindruck dieser auch optisch gelungenen Ausgabe ab.

Aus Hoprichs Lyrik tritt uns eine fast archaisch anmutende Welt entgegen, die wohl aus seiner Kindheit in Thalheim/Daia bei Hermannstadt/Sibiu genährt, von ländlichen Landschaftsbildern geprägt ist: Korngarbe, Brunnenschwengel, Obstbäume, Feld kommen in den Gedichten vor, neben aufs Wesentliche reduzierten Naturelementen wie Himmel, Strom, Stern, Sonne. Dies ist alles andere als ein Zeichen von verklärender Heimatidylle, ebensowenig wie die Anwendung von Abstrakta die Gedichte zur Gedankenlyrik macht. In vielen Texten gibt es auch verschiedene, oft verschleierte Bezüge auf literarisches und mythisches Gut, die nicht nur von der Belesenheit des Autors, sondern vielmehr von seiner Fähigkeit zeugen, sinnliche Eindrücke, kulturelle Anspielungen, Stimmungen und Reflexionen zu eindrucksvollen Sprachgebilden werden zu lassen. Die Stimme des Dichters erreicht ihre Eigenheit vor allem durch wiederkehrende Bilder, wie etwa das Motiv der Welle, das vom konkreten sich wellenden Wasserspiegel bis zu den „kristallgedachte[n] Abendwellen" reicht, das Symbol der hinabsteigenden Bewegung – *„Mein Leben fiel aus grauer Ferne / Ins letzte Licht"* (S. 32) – oder das problematische Verhältnis zur Sprache und zum eigenen Ich: *„Alles ist ungefähr, / Was man fix benennt"* (S. 68), *„ich acht mich nicht, ich trau / mir nicht, als wär ich Geld"* (S. 66).

Bei der verhaltenen Melancholie, die aus vielen Gedichten spricht, besteht die Versuchung, den Blick vorzüglich auf die Lebenserfahrungen des Dichters zu richten. Durch diese biografistische Perspektive wäre nicht viel gewonnen. Sie kann die Kraft solcher Verse nicht erklären, die über ihre Entstehungszeit hinaus eindrucksvoll bleiben: *„Ich schau zurück, dem Weg erbleicht die Spur, / Mein Leben saugt sich in den Staub. - / Erinnerungsmild umranden Schatten meinen Blick, / Und lieblich kommt der Abend angeblaut."* (S. 42)

Georg Hoprich: *Bäuchlings legt sich der Himmel. Gedichte.* *Reinecke & Voß, Leipzig 2011, 108 Seiten, 10,- €.*

Caragiale-Jahr 2012. Namensgebung der Bibliothek 1954 (v.l.n.r.): Rudolf Dörrier (1899-2002, Leiter der Stadtbibliothek Pankow), Gheorghe Stoica (rumänischer Botschafter in Ost-Berlin), Berta Waterstraat (1909-1990, Schriftstellerin), Botschaftsattaché, Vorsitzende des Rates Pankow Weiß.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Der Roman „Reihertanz“ von Julia Schiff über die Bărăgan-Deportation

Ein bewegendes Schicksal aus einer dunklen Zeit

Von Edith Ottschofski

Held dieser Deportationsgeschichte ist Fred Reiter, aus dessen Sicht in dritter Person berichtet wird. Die Autorin Julia Schiff, ihres Zeichens Lyrikerin und Übersetzerin aus dem Ungarischen, wurde selber als Elfjährige deportiert und kann aus ihrem Erfahrungsschatz schöpfen.

Das Buch setzt an mit der Entlassung Freds aus der russischen Kriegsgefangenschaft und seiner Rückkehr in sein Heimatdorf Neuringen. Er kommt wieder; „Von einem Planeten, auf dem er sechs Jahre von der Heimat geträumt hatte, die ihm jetzt so fremd erschien.“ (S. 7) Doch während sein Vater versucht, ihn auf eine „sichere Stelle“ zu orientieren und ihn zum Schulamt schickt, und der Parteisekretär ihn schon warnt, dass er dem Ort keine Schande bringen soll, ist Fred wie gelähmt und in Gedanken noch im Kriegsgefangenenlager im Donbass. Und dann passiert das Unglaubliche, in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1951 wird Fred ohne Vorankündigung ausgehoben und zusammen mit anderen scheinbar willkürlich ausgewählten Dorfbewohnern deportiert. Diesmal geht es in den Bărăgan, in eine unwirtliche Steppenlandschaft im Süden Rumäniens, wo die Menschen einfach auf offenem Feld, samt Möbel und Gepäck ausgesetzt werden.

Und hier beginnt der zweite Leidensweg von Fred. Es wird beschrieben, wie die Menschen sich notdürftig einrichten und lange Wege bis zum Brunnen in Kauf nehmen müssen, wie sie sich dann Erdbehausungen bauen und die Neusiedlung Lăteşti gründen. Doch Fred wird nicht lange bleiben, zusammen mit einem Mitdeportierten flieht er aus dem Bărăgan und versteckt sich, um sich dann später zu stellen. Das bringt ihm zwei Jahre Zwangsarbeit am Donau-Schwarzmeer-Kanal ein. Gleichzeitig mit Freds unmenschlichem Schicksal entspinnt sich aber auch eine Liebesgeschichte zwischen ihm und der Bauer Susi, die in Lăteşti bleibt. Und so wird die Geschichte in wechselnden Abschnitten erzählt, mal springt sie zum Donau-Schwarzmeer-Kanal und den Leiden und Entbehrungen Freds, mal folgt sie Susi Bauer.

Der schöne Titel „Reihertanz“ rührt von einem Vogelpaar her, das Fred daheim beobachtete, und so wie die Reiher sich zum Tanz vereinigten, so hofft er darauf, dass Susi sein Reiherweibchen wird und auf ihn wartet.

Nach dem autobiografisch gefärbten Erlebnisbericht „Steppensalz“, der 2000 erschienen ist, hat sich Julia Schiff mit „Reihertanz“ nun wieder an Prosa herangetraut. Nur bleibt das Buch auf weiten Strecken hinter dem Anspruch, ein Roman zu sein, zurück, die Helden werden als Charaktere nicht deutlich genug dargestellt. Anstatt Fred zu beschreiben, greift die Autorin auf die allgemeine Beschreibung der Banater Schwaben zurück: „Die Banater Schwaben aber sind eher blond und von größerer Statur. Sie stechen jedem gleich ins Auge.“ (S. 31). Oft werden Gelegenheiten, Spannung aufrecht zu halten verschenkt, wie bei Freds Flucht aus dem Bărăgan. Dort greift der Erzähler vor, kappt den Spannungsbogen und fasst lapidar zusammen „Fred ahnt noch nicht, dass seine Flucht mit der Verurteilung zur Zwangsarbeit am berüchtigten Donau-Schwarzmeerkanal enden wird.“ (S. 32) Es werden Geschichten aufgereiht von Mitgefangenen, ohne sie konkret und anschaulich zu erzählen, vielmehr werden sie berichtet. Dazwischengeschaltet sind immer wieder belehrende Ausführungen über die rumänische Geschichte jener Zeit, die eigentlich ganz gut in Fußnoten gepasst hätten. Die Sprache wirkt manchmal, mit Verlaub, hölzern, etwa wenn Fred Susi sagt: „Wer hätte gedacht, dass ich in Dir eine Verbündete finden werde? Eine Verbündete an der Seite der Bildung. Entgegen des in den meisten Köpfen unserer Leute immer noch fest verankerten Muss des Vermögenserwerbs.“ (S. 39) Man kann sich kaum vorstellen, dass ein junger Mensch so redet.

So mutet der Roman von Julia Schiff denn eher auch als ein Erlebnisbericht eines Haupthelden in dritter Person an. Nichtsdestotrotz ist das Schicksal, das hier beschrieben wird, ein bewegendes und ungerechtes, das die dunkle Zeit der Nachkriegsjahre in Rumänien wieder heraufbeschwört. So ist „Reihertanz“ für deutsche Leser, die sich über diese Zeit unterrichten wollen, dann doch nicht so uninteressant.

Julia Schiff: ***Reihertanz. Roman***. *Pop Verlag, Ludwigsburg 2011, 267 Seiten, 15,80 €.*

Caragiale-Jahr 2012. Aufstellung der Marmorbüste von Ion Luca Caragiale am 03.08.1955 vor der Ion-Luca-Caragiale-Bibliothek in der Mühlenstraße 24, Berlin-Pankow.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Dana Grigorceas Erstlingsroman „Baba Rada“

Geschichten vom Rande Europas

Von Iulia Dondorici

Nur wenige Veröffentlichungen rumänischer Schriftsteller erscheinen zurzeit auf dem deutschen Buchmarkt, dafür aber umso mehr Romane, die Rumänien mehr oder weniger direkt zu ihrem Thema machen. Diese erfreuliche Entwicklung ist einer Reihe deutschsprachiger, aus Rumänien stammender Autoren zu verdanken. In Deutschland sind seit den 80er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts vor allem Autoren aus dem Banat bekannt geworden. In der Schweiz haben auf deutsch schreibende Schriftsteller aus Rumänien wie Aglaya Veteranyi und Catalin Dorian Florescu viel publiziert und sich auch über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht. Aglaya Veteranyi zeichnet sich durch kunstvolle, bilderreiche und zugleich nüchterne Sprache aus, die, so kann man vermuten, das Erstlingswerk „Baba Rada“ der jungen Züricher Autorin Dana Grigorcea mit beeinflusst hat.

Der Roman spielt in der phantastischen, im Traum und Rausch entstehenden Winterlandschaft einer abgelegenen, winzigen Insel im Donaudelta. Dort spinnt Baba Rada die unendliche Reihe von Geschichten und Anekdoten, die, weniger der realen Welt als ihren Träumen entnommen, das eigentliche Thema des Romans bilden. Als an einem nebligen, trübgrauen Winterabend unerwartet ein „Terrorist“ in das kleine Fischerdorf gebracht wird, nimmt ihn Baba Rada in ihre Obhut, wobei sie den kühnen Plan entwickelt, ihn so schnell wie möglich zum Ehemann ihrer glücklosen Tochter zu machen. Die phantastische Handlung ist größtenteils in die langen Überschriften der Kapitel verlagert, während der eigentliche Romantext meist Nebengeschichten, Erinnerungs- oder Traumfetzen der Protagonisten beschreibt; ein stilistisches Mittel, das es dem Leser oft schwer macht, die Reihenfolge der verwirrenden Ereignisse nachzuvollziehen. Das ist von der Autorin durchaus beabsichtigt. Sie lässt ihre Leser buchstäblich in die in Dunkel und Nebel versunkene Welt des Donaudeltas eintauchen.

Am deutlichsten zeigt sich Grigorceas literarisches Talent, wenn sie Stimmungen und Landschaften beschreibt. Solche Beschreibungen werden oftmals von denkbar skurrilen Ereignissen ironisch durchbrochen. Aus dem Wechselspiel von Poesie und (Selbst-)Ironie entsteht der einzigartige Erzählstil der jungen Autorin – als Beispiel sei Baba Radas Erinnerung an eine Jugendliebe angeführt, gleichwohl eine der schönsten Stellen des Romans: „Einmal trug er mich bis auf den Leuchtturm zu Caliacra und legte mich oben auf die Plattform. […] Als wir oben angekommen waren, stolperten die riesigen Möwen auf die Brüstung und stürzten sich in die Tiefe, der Wind aber schleuderte sie in die Höhe und ließ ihre Schatten auf unsere nackten Körper verdunsten. Zurück blieben feine Salzwege, die auf der Zunge juckten. Über Pandeles Schulter hinweg, an seinem Kopf vorbei, sah ich die Wolken vorüberziehen. Nach einiger Zeit war mir als würden nicht die Wolken vorüberziehen, sondern wir selbst, mit dem Turmzipfel als Schiffsmast. Ich versprach Pandele, ihm zu folgen, wohin er wollte, und er legte mich schließlich auf dieser entlegenen Deltainsel ab.“ (S. 59)

Wie Herta Müller oder Aglaya Veteranyi gewinnt auch Dana Grigorcea die poetische Kraft ihrer Literatur aus der Begegnung zweier Sprachen und Kulturen. Sie überträgt Redeweisen, Bilder und Metaphern aus dem Rumänischen gekonnt ins Deutsche und schöpft auch stofflich aus dem Reservoir von Legenden, Aberglauben und Erzählungen eines faszinierenden Landstriches am Rande Europas.

Dana Grigorcea: ***Baba Rada. Das Leben ist vergänglich wie die Kopfhaare. Roman.*** *KaMeRu Verlag, Zürich*

Caragiale-Jahr 2012. Aufstellung der Marmorbüste von Ion Luca Caragiale am 03.08.1955 vor der Ion-Luca-Caragiale-Bibliothek in der Mühlenstraße 24, Berlin-Pankow.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Über den *Terror der Geschichte*

„Schwimmen in der Zeit“

Von Cosmin Dragoste

In seinem 2011 erschienenen Roman versucht Jan Koneffke, einen wichtigen Teil der rumänischen Geschichte literarisch zu bearbeiten. Es geht um die Zeit zwischen 1935 und 2001, eine Epoche, die für die Rumänen von Bedeutung ist, denn darin sind die Zwischenkriegszeit (eine Blütezeit der rumänischen Gesellschaft), der Zweite Weltkrieg, die rote Diktatur und die Ereignisse nach dem Aufstand von 1989 enthalten. Solch ein großes historisches Panorama eines Landes mit schriftstellerischen Mitteln anschaulich darzustellen, ist ein umfangreiches Unternehmen, das dem Autor nicht immer gelingt und das neben starken, eindrucksvollen Passagen manches Mal schwächelt.

In der ersten Person erzählt die Hauptfigur, Felix Kannmacher, ein aus Deutschland vor den Nazis entflohener Pianist, sein Leben seit 1935, als er vom weltberühmten rumänischen Klavierspieler Victor Marcu über die Grenze geschmuggelt wurde. Mit falschen Papieren und einer neuen Identität (Johann Gottwald heißt er ab jetzt in den falschen Ausweisen) wird er von dem renommierten Künstler als Betreuer für seine launische und kluge Tochter Virginia angestellt. Kannmacher wird zum Zeugen der turbulenten rumänischen Geschichte. Die Erzählung der persönlichen Erlebnisse wird immer mit den globalen Geschehnissen vermischt, so dass der Zusammenhang, der so entsteht, unterstreicht, wie die individuelle Biographie durch den Lauf der Weltgeschichte beeinflusst wird.

Vom eifersüchtigen Vater vertrieben, als dieser bemerkt, dass seine Tochter ihren Betreuer Felix/Johann zu lieben beginnt, muss Kannmacher sein Geld durch verschiedene Tätigkeiten verdienen, und so gerät er in Situationen, die ihm dabei helfen, die rumänische Geschichte an der eigenen Haut zu erfahren. Jan Koneffke, der seine erzählerische Begabung meisterhaft beweist, lässt seinen Helden in den wichtigsten Momenten der Epoche als zentrale Figur auftauchen, so dass er, ohne es zu beabsichtigen, die entscheidenden Wendungen dieser Geschichte beeinflusst. Kannmacher wird zu einem Forest Gump, der z.B. die Ermordung des Kapitäns der Eisernen Garde verursacht, dann mit dem General Antonescu nach München fliegt, um dem Führer Rumäniens beim Dolmetschen während des Treffens mit Hitler behilflich zu sein.

Der Roman ist auch eine Liebesgeschichte, deren Verlauf an vielen Stellen Hollywood-gleich ist. Das Buch reizt zum Vergleich mit dem 2008 veröffentlichten Roman „Zaira“ von C. D. Florescu, nicht nur was die Absicht betrifft (ein Panorama der rumänischen Gesellschaft anzubieten, das sich über 70 Jahre streckt), sondern auch die Modalität der Konfigurierung der Liebesgeschichte, die nach dem gleichen Schema aufgebaut ist. So wie Florescu ist auch Koneffke ein leidenschaftlicher Erzähler, mit Liebe zum Detail und mit der Fähigkeit, Figuren zu schaffen, die einem in Erinnerung bleiben. Die beiden erwähnten Romane weisen eine ungleiche Gliederung des Erzählstoffs auf: Während die Teile, die die Zwischenkriegs- und Kriegszeit behandeln, sehr entwikkelt und minutiös aufgebaut sind, beginnt die Erzählung schneller zu werden (während der literarischen Darstellung der kommunistischen Periode) und wird sogar sehr schematisch, wenn es um die Zeit geht, die die Figuren im Abendland nach der Flucht aus dem roten Rumänien verbringen.

Ein so mutiges Unterfangen (ein sozio-politisches Fresko eines Landes darzustellen) ist vielen Risiken ausgesetzt. Obwohl in großem und ganzen glaubwürdig, besteht diese Schilderung des Landes und der Menschen, die im Strom der Zeit mitschwimmen, aus vielen Gemeinplätzen, die der Autor in den Urkunden der Epochen und in der mündlichen Tradition des Volkes gefunden hat. Große Teile des Romans geben vor, auf Recherchen vor Ort zu basieren. Man merkt jedoch, dass die Situationen nicht wirklich erlebt sind. Es gibt zu viele oberflächliche und voraussehbare Stellen, die ein Bild der rumänischen Gesellschaft zu vermitteln versuchen, das nicht stimmen kann.

Trotz dieser Mängel kann man den Roman mit Vergnügen lesen, der Erzählrhythmus der personalen Erzählsituation, auch wenn nicht homogen, hat Tempo, die Ereignisse, können die deutschsprachigen, landesunkundigen Leser durch ihren „Exotismus“ beeindrucken. Es ist Jan Koneffke gelungen, die Geschichte eines Landes durch die Augen eines von den Ereignissen hin- und hergetriebenen Simplicissimus spannend darzustellen.

Jan Koneffke: *Die sieben Leben des Felix Kannmacher. Roman.* *Dumont Buchverlag, Köln 2011, 507 Seiten, 19,99 €.*

Caragiale-Jahr 2012. Nach der Lesung von Aurel Baranga am 22.02.1956 unter der Flagge der Rumänischen Volksrepublik in der Caragiale-Bibliothek.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Beste Basis für weitere Forschung

Der Deutsche Orden in Siebenbürgen

Von Udo Arnold

Jubiläen sind buchwirksam. Das galt auch für das Jahr 2011: Es jährte sich zum 800. Mal die Übertragung des ungarischen Burzenlandes an den Deutschen Orden, aus dem er bereits 14 Jahre später wieder vertrieben wurde. Aus diesem Grund erschien die zweite Auflage eines Buches, das ein hervorragender Kenner der Geschichte Ungarns und der mittelalterlichen Papst- und Kirchengeschichte sowie ausgezeichneter Urkundenbearbeiter schrieb, Harald Zimmermann, 1926 in Budapest geboren, emeritierter Professor der Universität Tübingen, u.a. Ehrendoktor der Universitäten Klausenburg/Cluj-Napoca, Fünfkirchen/Pécs und Bukarest.

Der Untertitel des Buches ist ernst zu nehmen: Es handelt sich um eine „diplomatische" Untersuchung, eine Untersuchung der überlieferten Urkunden zur Geschichte des Ordens in Siebenbürgen, also Forschungsgeschichte. Dabei betrifft diese Forschungsgeschichte nicht nur den urkundlichen Bereich, sondern auch den historiographischen und literarischen. Das fällt dem Verfasser umso leichter, als er Ungarisch wie Rumänisch beherrscht.

Der Aufbau des Buches besteht aus kurzen Einzelkapiteln, die auf den ersten 60 Seiten eine Besprechung der wissenschaftlichen Literatur bieten, um anschließend einzelne Urkunden und ihre Entstehungsprobleme, vor allem jedoch die Probleme ihrer Überlieferung zu untersuchen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Erneuerung der Schenkung des Burzenlandes an den Orden durch König Andreas II. 1222 und deren päpstlicher Bestätigung vom selben Jahr. Die Echtheit beider Urkunden wird gut begründet, wenngleich weitere elf originale Vergleichsurkunden von Honorius III. aus dem Deutschordenszentralarchiv in Wien hätten herangezogen werden können. Trotzdem dürften Zimmermanns Argumente genügen, um einen aus dem 19. Jahrhundert stammenden, sehr wohl nationalistisch getrübten Streit zu beenden.

Es folgt eine mustergültige Edition aller 38 bekannten Urkunden, die den Orden im Burzenland betreffen, für die Zeit von 1211 bis 1427. Eine Urkunde von 1426 wird hinsichtlich ihrer Echtheit angezweifelt, bei einer weiteren von 1244 bleibt die Frage offen. Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein ausführliches Register gehören selbstverständlich dazu, wie auch Abbildungen von Vergleichsurkunden.

Damit hat Zimmermann für zukünftige Arbeiten über die Geschichte des Ordens die von ihm erhoffte „sichere diplomatische Grundlage geschaffen" (S. 157). Das war bereits vor elf Jahren so bei der ersten Auflage des Buches. In der jetzigen Fassung hat sich nur wenig geändert: Der Titel lautet griffiger, statt „Der Deutsche Orden im Burzenland" heißt es nun „Der Deutsche Orden in Siebenbürgen" – seit Hermannstadt/Sibiu 2007 europäische Kulturhauptstadt war, weiß man in Deutschland mit Siebenbürgen mehr anzufangen als mit dem Burzenland. Ansonsten gibt es einen Nachtrag von zehn neuen Literaturtiteln, eine Corrigendaliste, eine Konkordanz der bisherigen Urkundendruckorte und im hinteren Deckel eine Karte, wobei der Verlag das Druckjahr der Erstauflage offenbar selber nicht kennt (2001 statt richtig 2000). Diese geringen Monita schmälern den Wert des Buches aber keineswegs.

Zimmermanns Werk ist die entscheidende Grundlage für eine zukünftige Geschichte des Ordens im Burzenland, die allerdings nicht nur als „Generalprobe für das Preußenunternehmen des Deutschen Ordens" (S. 100) zu sehen ist. Denn die Ordensexistenz im Burzenland ist kein singulärer, zufälliger Ansatz. Sie gehört zum einen ganz wesentlich in die Entwicklung der europäischen Beziehungen der Landgrafschaft Thüringen wie der anfänglichen Westwendung von König Andreas II. hinein – im Jahr, in dem der Orden das Burzenland erhielt, wurde die vierjährige Königstochter Elisabeth als zukünftige Gattin an den thüringischen Hof auf die Wartburg geschickt – wie auch in die von dem aus Thüringen stammenden Hochmeister Hermann von Salza entwickelte Territorialisierungstendenz des Ordens. Heiliges Land, Kleinarmenien, Spanien, Preußen, Livland und eben das Burzenland sind in der Amtszeit Hermanns (1209-1239) parallele Optionsräume, und dass sich in Preußen schließlich die beste Realisation jener Vorstellungen ergeben würde, war Anfang der dreißiger Jahre, als der Hochmeister persönlich nach Ungarn reiste, ebenso wenig abzusehen wie beim nächsten Wiedererlangungsversuch Mitte der vierziger Jahre – erst 1283 war die Unterwerfung Preußens abgeschlossen. In diesen weiteren Horizont gilt es Zimmermanns Werk einzugliedern, auch wenn es sich für den Orden im Burzenland letztlich nur um ein Intermezzo von 14 Jahren handelte.

Harald Zimmermann: ***Der Deutsche Orden in Siebenbürgen*. *Eine diplomatische Untersuchung***. *Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2011, 2., durchges. Aufl. (= Studia Transsylvanica, 26), mit 10 Abb. auf 8 Taf. u. 1 Karte, XII und 249 Seiten, 29,90 €.*

Vlad Ţepeş, Dracula und andere Gestalten

Über Vampirglaube, Vampir-Mythen und Vampirismus

Von Peter Mario Kreuter

Auch wenn ein Porträt von Vlad Ţepeş den Buchtitel ziert – Heiko Haumanns vorzügliches Buch ist keine Biographie des walachischen Fürsten. Lediglich das erste von fünf Kapiteln ist dem Leben Vlads III. gewidmet, die restlichen haben die Legenden, die rund um sein Leben kreisen, den volkstümlichen Vampirglauben in Südosteuropa oder den Vampirmythos in der mittel- und westeuropäischen Literatur zum Gegenstand. Der Autor baut seine Darstellung so stringent auf, dass der Leser das Leben des Fürsten als Ausgangspunkt für weitere Details nehmen kann, ohne dass im Folgenden die Person Vlad Ţepeş unzulässig mit den diversen Strängen des Vampirmythos verknüpft wird.

Haumann unterteilt die Darstellung des Gegenstands in fünf Kapitel. Auf die „Geschichte des Vlad Drăculea (1431-1477)“ (S. 8-42) folgt eine Analyse seines Bildes im Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt (S. 42-66). Daran anschließend werden „Vampirglaube und Vampir-Mythos“ (S. 67-87) behandelt, worauf ein Kapitel zum literarischen Vampir (S. 87-115) und eines mit dem Titel „Dracula und der Vampirismus heute“ (S. 115-121) folgen. Abgeschlossen wird die Darstellung von einigen technischen Abschnitten wie einer Aussprachehilfe und einer kleinen Bibliographie (S. 122-128).

Ein wesentlicher Vorzug dieses einführenden Bandes ist die strikte Trennung zwischen der historischen Figur einerseits und ihrer fiktionalen Ausgestaltung andererseits. Auch der nach wie vor lebendige Volksglaube an Vampire und die modernen, durch Literatur und Medien fabrizierten Mythen werden korrekt auseinander gehalten. Dies hat den Vorteil, dass jedes Kapitel auch für sich alleine gelesen werden kann. Haumanns Werk hebt sich auch deshalb wohltuend von der Masse anderer Bücher zur selben Thematik ab, die wieder und wieder fälschlicherweise Aspekte der historisch belegten Persönlichkeit und von mehr oder weniger biographisch angelegten Romanfiguren gleichsetzen. Auch erhält der Leser eine gute Einführung in Ideologiegeschichte – selten hat der Rezensent eine so gut lesbare und übersichtlich gehaltene Beschreibung der Flugschriften gelesen, in denen Vlads (angebliche) Grausamkeiten geschildert werden.

Trotz der relativ geringen Seitenzahl des Buches schafft es der Autor, einzelne, wichtige Aspekte sehr detailliert anzusprechen. So sind beispielsweise die zehn Abbildungen des Bandes keineswegs isoliert im Buch verstreut, um ein wenig vampiresken Grusel zu erzeugen. Neun von ihnen sind in der Buchmitte konzentriert, wo Haumann eine kleine Ikonographie Vlads III. ausbreitet (S. 49-59). Ebenfalls erfreulich ist die Einbeziehung byzantinischer, russischer und osmanischer Quellen für eine Betrachtung des Nachlebens Vlads im kollektiven Gedächtnis Südosteuropas (S. 60-62). Und wenn auch Bram Stokers Roman eine zentrale Rolle für die Präsentation des literarischen Vampirs einnimmt, so finden doch auch Mircea Eliade und Marin Sorescu hier einen angemessenen Platz (S. 64f.).

Einige Details müssten dennoch korrigiert werden. So war Arnont Pavle kein Heiduck, der „Dienst an der Grenze zum Osmanischen Reich – bei ‚Cossowa’“ (S. 78) versehen hat, sondern, wie der Name nahelegt, ein Arnaut namens Pavle, der laut den Quellen aus dem Kosovo herüber nach Serbien gekommen ist. Rumänien wurde laut Haumann 1866 zum Königreich erklärt (S. 41) – das war denn doch über ein Jahrzehnt später. Und ob Mihai Eminescu mit „nationalistischer und judenfeindlicher Dichter“ (S. 63) hinreichend charakterisiert ist, wagt der Rezensent entschieden zu bezweifeln.

Doch sind dies Lässlichkeiten, die bei einer zweiten Auflage problemlos korrigiert werden können. Nicht korrigiert werden muss die eingangs vorgenommene Beurteilung „vorzüglich“ – Heiko Haumanns Band ist eine klug angelegte und faktenreiche Einführung in die Person Vlads III., in den Volksglauben an Vampire und in all das, was daraus im Laufe von mehreren Jahrhunderten gemacht wurde. Die kleine Fledermaus oben links auf Seite 2 ist eine süße Reminiszenz hieran.

Heiko Haumann: ***Dracula. Leben und Legende***. *Verlag C. H. Beck, München 2011, 2 Karten, 10 S/W-Abb., 128 Seiten, 8,95 €.*

Caragiale-Jahr 2012. Lesung mit dem staatssozialistischen Dramaturgen und Lyriker Aurel Baranga (1913-1979) aus Rumänien am 22.02.1956 in der Caragiale-Bibliothek. In der ersten Reihe: Wolfgang Langhoff (1901-1966, Schauspieler, Regisseur, Leiter des Deutschen Theaters Berlin) und E. Reiche (Schriftsteller). Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Eine soziokulturelle Untersuchung von Constanţa Vintilă-Ghiţulescu

Liebesfreud und Liebesleid in den rumänischen Fürstentümern

Von Anke Pfeifer

Wie die Rumänen in früheren Jahrhunderten Liebesfreud und -leid erlebten, dieser emotionale Bereich des Lebens ist bisher kaum erforscht worden. Auskunft darüber gibt in gewissem Maße die schöngeistige Literatur. Besang die Volkspoesie die Freude erfüllter Liebe, die Sehnsucht und den Trennungsschmerz, so verliehen Schriftsteller in ihren Texten den Ereignissen um die Liebe eine individuelle Note. Sie schrieben auch über das Drama der ersten Nacht, wenn der Beweis von Jungfräulichkeit der Braut ausblieb, über Untreue oder Scheidung.

Die Historikerin Constanţa Vintilă-Ghiţulescu hat sich diesem wichtigen Aspekt im Leben eines jeden Menschen nun wissenschaftlich genähert und eine Untersuchung vorgelegt, die das bisher von der Forschung vernachlässigte Thema Liebe und Sexualität in den rumänischen Fürstentümern in den Blick nimmt. Ausgehend von ihren Forschungsschwerpunkten Sozialgeschichte mit Fokus auf Frauen und Familien sowie Kirchengeschichte hat die Verfasserin umfangreiches unveröffentlichtes und veröffentlichtes Quellenmaterial, wie Dokumente und Akten aus Kirchen- und Justizarchiven, Reisebeschreibungen, Familiengeschichten, Briefe, ausgewertet und unter soziokulturellem Aspekt Liebes- und Ehebeziehungen zwischen Männern und Frauen, daraus resultierende Konflikte und deren offizielle Verhandlung in der Zeit zwischen 1750 und 1830 analysiert. Den Wandel im Umgang mit Liebesgefühlen und -handlungen einschließlich des Liebeswortschatzes betrachtet sie im Kontext des damaligen Modernisierungsschubes in den Donaufürstentümern, der einherging mit einer Veränderung von Werten, Normen und Verhaltensweisen. Nicht zuletzt durch die Präsenz ausländischer Offiziere in der städtischen Gesellschaft wurden Veränderungen in der Lebenswelt befördert. Und die Frauen übernahmen hier einen aktiven Part, waren nicht nur hinsichtlich neuer Mode oder Tänze treibende Kraft, sondern traten auch fordernd im Bereich der Geschlechterbeziehungen auf und wehrten sich zunehmend gegen die Vereinnahmung der Gefühle durch ökonomische und gesellschaftliche Zwänge.

Traditionell wurden Liebe und Sexualität reglementiert und, wenn jenseits der gesellschaftlichen Konventionen gelebt, gesellschaftlich geächtet und juristisch sanktioniert. Davon zeugen eine ab 1750 wachsende Zahl dokumentierter Prozesse vor verschiedenen Instanzen (Kirchentribunal, Bezirksverwalter, fürstlicher Diwan), die Verführung durch Heiratsversprechen, Entführungen, Vergewaltigungen, außereheliche Beziehungen, Liebe, die sich über Blutsverwandtschaft und Standesunterschiede hinwegsetzte oder als abartig gewertet wurde, zum Gegenstand hatten.

So ist es im ersten der drei Kapitel, das sich der juristischen Verhandlung von Liebeslust und -verdruss in den unteren sozialen Schichten widmet, überaus interessant zu lesen, dass nicht selten gerade mittellose Frauen als Klägerinnen auftraten und auf materielle Entschädigung wegen Verlust der Jungfräulichkeit, ungewollter Schwangerschaft und dadurch verstärkter Armut klagten. Die Instanzen fällten nicht nur Urteile, sondern bemühten sich um die praktische Lösung der vorgetragenen Konflikte zwischen den Parteien. Im Falle junger Liebender wurde an die Verantwortung der Eltern appelliert und generell für frühe Eheschließungen plädiert.

Für das Verständnis der damaligen Gesellschaft und der Handlungsweisen ihrer Mitglieder war es der Verfasserin erklärtermaßen wichtiger, statt umfassender Statistiken lieber zahlreiche Einzelbeispiele vorzustellen und zu interpretieren. So taucht der Leser ein in dramatische Liebesgeschichten, in denen Verliebte, eifersüchtige und betrogene Ehepartner, flüchtende Liebhaber und viele andere Akteure agieren, und die sowohl auf diesbezügliche Konstanten im menschlichen Dasein verweisen, als auch den Einfluss von gesellschaftlich verankerten Moralvorstellungen verdeutlichen, die einst den Umgang beispielsweise mit jungen Witwen, Konkubinen oder mit verschiedenen, unter der Bezeichnung Sodomie subsumierten, sexuellen Praktiken prägten, wie im zweiten Kapitel ausgeführt wird.

Die ästhetisierte Liebe und die vielfältig möglichen amourösen Abenteuer der Aristokratie und die einsetzende Modernisierung der Ehe, die auch Scheidungen einschloss, stehen im Mittelpunkt des letzten Kapitels. Eine Erläuterung der sozialen Verhältnisse in der rumänischen Gesellschaft, wie sie die Verfasserin am Ende des Buches vornimmt, gleich an den Anfang gestellt, hätte dem weniger kundigen Leser das Verständnis gewiss noch mehr befördert. Der mitunter etwas blumige, wohl einer anderen Wissenschaftskultur geschuldete Stil macht die Lektüre – der Text wurde überaus kenntnisreich von Larisa Schippel übersetzt – unterhaltsamer, als man es bei der Auswertung von Prozessakten vielleicht erwartet hätte.

Constanţa Vintilă-Ghiţulescu: ***Liebesglut. Liebe und Sexualität in der rumänischen Gesellschaft 1750–1830.*** *Aus dem Rumänischen von Larisa Schippel. Frank & Timme Verlag, Berlin 2011 (= Forum: Rumänien, 11), 204 Seiten, 29,95 €.*

Mythos und Wirklichkeit

Carmen Sylva – Königin, Dichterin, Mäzenin

Von Bernhard Lauer

Das moderne Rumänien entstand nach der Vereinigung der Walachei und der Moldau (1859), der Berufung Karls von Hohenzollern-Sigmaringen und der Begründung eines rumänischen Königtums (1881). Karl heiratete 1869 Prinzessin Elisabeth zu Wied in Neuwied und anschließend nach orthodoxem Ritus in Bukarest. 1870 gebar Elisabeth ein Mädchen, das auf den Namen Maria getauft wurde, jedoch 1874 verstarb. So blieb die rumänische Dynastie kinderlos, und im Jahr 1880 wurde Karls Neffe Ferdinand zum Thronfolger proklamiert.

Elisabeth von Rumänien nahm mit großem Engagement ihre Pflichten als „Landesmutter" wahr, indem sie an der Seite ihres Mannes repräsentative Aufgaben erfüllte und wohltätige Initiativen – z.B. in den Lazaretten des Russisch-Türkischen Krieges (1877/78) oder für ihr Projekt zur Unterstützung der Blindenarbeit – einrichtete. Gleichzeitig begann sie, den Verlust ihres Kindes durch eine an Dichtung, Musik und Kunst orientierte Trauerarbeit zu kompensieren. Seit 1880 veröffentlichte sie eigene Dichtungen, für die sie das Pseudonym Carmen Sylva verwandte. Gleichzeitig förderte sie die Kultur ihrer neuen Heimat, indem sie rumänische Volks- und Kunstdichtungen ins Deutsche übersetzte. Die 1881 von ihr und Mite Kremnitz herausgebrachte Anthologie „Rumänische Dichtungen" ist bis heute eine wichtige Quelle. Ihre Schöpfungen sind jedoch – mit Ausnahme ihrer „Pelesch-Märchen" (1882) – von nurmehr zeithistorischem Interesse.

In Bukarest und auf dem Karpatenschloss Pelesch versammelte die Königin stets einen Kreis von Literaten und Künstlern, aber auch von Dilettanten und Schmeichlern. Sie unterstützte auch junge Talente, wie z.B. M. Eminescu, N. Grigorescu und G. Enescu, die wesentlich die moderne rumänische Nationalkultur begründeten. Andererseits pflegte sie immer wieder auch Umgang mit zweifelhaften Persönlichkeiten und zeigte eine Neigung zu okkultistischen Bewegungen.

Das Leben und Wirken der ersten rumänischen Königin ist schon zu ihren Lebzeiten immer wieder und umfangreich – zwischen Hofberichterstattung und Sensationslust schwankend – dargestellt worden. Die dichtende Königin hat sich dabei nicht nur selbst vielfältig inszeniert. Sie war auch ein gefragtes Objekt für die schon damals gierige Boulevardpresse. In der Folge ist der Mythos *Carmen Sylva* entstanden, der ihr Bild und ihre Würdigung bis heute prägt.

Das hier besprochene Buch von Badea-Păun ist 2003 in rumänischer und 2011 in französischer Sprache erschienen. Die erweiterte deutsche Ausgabe möchte nun „erstmals rumänische, deutsche, französische und englische Quellen" interpretieren und erklären, „warum die Faszination um den Mythos der dichtenden Königin Carmen Sylva heute wieder eine Renaissance erlebt". Dies ist nur teilweise gelungen.

Das Werk des in Paris lebenden Autors gliedert sich in 22 Kapitel, die jeweils mit einem Motto aus dem Œuvre der Königin eingeleitet werden. Grundlage der Darstellung sind in erster Linie die gängigen Biographien von Natalie v. Stackelberg (Heidelberg 1883 u.ö.), Mite Kremnitz (Leipzig 1903), George Bengescu (Paris 1905 u.ö.), Robert Scheffer (Paris 1893 u.ö.) und Elisabeth Burgoyne (London 1941) sowie die publizierten Tagebücher und Erinnerungen König Karls und der späteren Königin Maria, aus denen durch das ganze Buch hindurch unentwegt zitiert wird. Diese aus sehr unterschiedlichen Intentionen verfassten und daher sehr subjektiven Quellen werden leider nicht kritisch gegeneinander gelesen, ja überwiegend nur nach sekundären französischen oder englischen Quellen zitiert, die oft ungenau und auch fehlerhaft sind. Auch nimmt der Autor unterschwellige Wertungen vor, indem er z.B. Hofdamen der Königin wie Lätitia v. Witzleben (S. 149), Mite Kremnitz (S. 125 f.) u.a. als „intrigant", die Fürstin Mutter Marie zu Wied als „prüde" (S. 151) benennt, während Zoe Bengescu (S. 122, S. 158 ff.), Elena Văcărescu (S. 165 ff.) u.a. mehr positiv gezeichnet werden.

Positiv hervorzuheben sind dagegen Passagen, in denen ungedruckte Dokumente aus rumänischen Archiven aufgearbeitet werden. Das wurde Forschern bisher entweder ganz verwehrt oder doch erheblich erschwert. Dies betrifft Quellen zum Verhältnis zwischen König Karl und Königin Elisabeth (S. 62 f., S. 80, S. 94 f.), zur Geschichte von Schloss Pelesch (S. 113 ff.), zu den Beziehungen der Königin mit französischen Künstlern (S. 148 ff., S. 196 f., S. 135 f., S. 199 ff.), zur Affäre um Elena Văcărescu (S. 165 ff., S. 177 ff.), zu den Exiljahren der Königin 1891 bis 1894 (S. 175 ff.), zu Aufträgen an den Glaskünstler É. Gallé (S. 199 ff.), zu den Bemühungen der Königin um ihre Blindenkolonie (S. 205 ff.) u.a. Hilfreich sind auch zahlreiche Hinweise des Autors auf das Schicksal von Kunstwerken und Dokumente, die durch die Kriege und die kommunistische Gewaltherrschaft zerstört oder beseitigt wurden, jedoch teils wiederentdeckt wurden.

Gabriel Badea-Păun: *Carmen Sylva. Königin Elisabeth von Rumänien – eine rheinische Prinzessin auf Rumäniens Thron.* *Mit einem Vorwort von S.D. Carl Fürst zu Wied. Ins Deutsche übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Silvia Irina Zimmermann. Ibidem-Verlag, Stuttgart 2011, 298 Seiten, 32,- €.*

Ein Sammelband des *Forum România* untersucht die Wirtschaftskrise in Rumänien

Krise überall?

Von Markus Bauer

In seinem eigenwillig-mäandernden Essay verweist der Philologe Călin-Andrei Mihăilescu darauf, dass das Wort „Krise"seinem altgriechischen Ursprung nach „Entscheidung", aber auch einen „Schnitt" oder „Riss" bedeutet. Diesen Einschnitt in die rumänische Entwicklung zu untersuchen, unternehmen die Beiträge des Wiener *Forum România* von 2010 mit unterschiedlichen Zielsetzungen.

Zunächst fallen die Aufsätze auf, die sich konkret auf die 2009 in Europa massiv spürbar werdende Finanzkrise beziehen, die ihren Ausgang durch das Platzen der Immobilienblase in den USA mit der Folge des Zusammenbruchs der Bank Lehmann Brothers genommen hatte, (d.h. als noch nicht die die europäische Währungsunion bedrohende Gefahr von Staatsinsolvenzen [Griechenland] unmittelbar als nächste Stufe der Entwicklung erkennbar war). So kann Stere Farmache, Präsident der Bucharest Stock Exchange, in einem kurzen Vorwort noch fragen, „Does the evolution of the financial markets during the summer of 2011 mean the preamble of a crisis or just a correction? ". Die konkreten Auswirkungen der Finanzmarktkrise zeigen zwei Beiträge aus Constanţa auf: Der Leiter der Nationalarchive Constanţa, Virgil Coman, listet die Budget-Einschnitte bei den Kulturinstitutionen wie Archiven, Museen und Theatern detailliert auf. Entlassungen, Einsparungen und gegen den Protest der Angestellten versuchte Zusammenlegungen lassen das ganze Szenario des krisenbedingten Umgangs mit den Kulturgütern erahnen. Immerhin kann er auch die private Eröffnung eines Theaters vermelden. Die ökonomischen Hintergründe in der Hafenstadt macht die Professorin an der Marine-Hochschule Andreea Naimen-Vasilescu deutlich: Der Transport von Containergut vor allem in die Ukraine fiel im Januar/Februar 2009 um 37,5% gegenüber 2008, der Schiffsbau kam praktisch zum Erliegen. Tausende Arbeiter und Angestellte wurden entlassen oder mussten Kürzungen des Einkommens hinnehmen. Ebenfalls mit der konkreten wirtschaftlichen Situation beschäftigt sich der Aufsatz der Wiener Wirtschaftsjuristin Lenuţa Botoş, die am Beispiel des Immobilienmarktes, der mit seinem 20%igen Rückgang der Aktivitäten Anteil am Rückgang des Bruttoinlandsprodukts um -7,1% hat. Große Bauvorhaben in Bukarest wie das Dâmboviţa Center zum Umbau der Bauruine *Casa Radio* mussten unterbrochen werden, auch das staatliche Wohnungsbauprogramm *Prima Casă* findet weniger Abnehmer.

Dieser Einblick in die wichtigen Sektoren der rumänischen Wirtschaft lässt das Ausmaß der Auswirkungen wirtschaftlicher Daten auf die Gesellschaft erahnen. Der Pädagoge Liviu Papadima diskutiert die Folgen im öffentlichen Bildungssystem, das mit 25%igen Gehaltssenkungen, Wegfall von Zuschlägen, Stellenabbau zu kämpfen hat. Wie Papadima fokussiert auch der Politologe Daniel Barbu die mangelnde Seriosität und Nachhaltigkeit in der Schaffung von besseren Lernbedingungen für Kinder und Studierende. Für Barbu haben in dieser Frage auch die Intellektuellen versagt. Als von der Krise affektierten Beitrag kann man den von Stoica Lascu lesen, der lediglich aus zwei Seiten eigenem Text und dann kaum miteinander verbundenen Zitaten besteht.

Der aus dem Banat stammende Soziologe Anton Sterbling sieht die gesamtgesellschaftlichen Krisensymptome mindestens bis zur Wende 1989 zurückreichen, als mit den Hinterlassenschaften des kommunistischen Regimes nicht konsequent genug gebrochen wurde. Neben der heutigen IWF-Abhängigkeit und der mangelnden Abrufung von EU-Geldern sind es also Demokratisierungsdefizite, „partielle Modernisierung" mit ihren Resten an „Misstrauensgesellschaft", Klientelismus, Korruption, die den Hintergrund der aktuellen Krise in Rumänien ausmachen.

Mit den differenzierten Überlegungen Sterblings kommen auch generellere Aspekte der rumänischen Situation zur Sprache. Die Wiener Philosophiedozentin Mădălina Diaconu erkennt in ihrem reflektierten Essay eine bereits seit Längerem sichtbare Krise des öffentlichen Raumes und damit auch der demokratischen Öffentlichkeit, während andere Autoren wie Bogdan Creţu die Krise als einen Dauerzustand rumänischer Existenz bereits bei Dimitrie Cantemir verorten. Othmar Kolar zieht Parallelen zur Zwischenkriegszeit, andere Beiträge führen lediglich das Wort „Krise" im Titel, um eher metaphorisch ihr Thema in den Zusammenhang des informationsreichen Bandes zu stellen.

Thede Kahl, Larisa Schippel (Hrsg.): *Leben in der Wirtschaftskrise. Ein Dauerzustand?* *Frank & Timme Verlag, Berlin 2011 (= Forum: Rumänien, 12), 236 Seiten, 29,80 €.*

Caragiale-Jahr 2012. Wiedereröffnung der Ion-Luca-Caragiale-Bibliothek am 20.02.1964 nach dem Umbau.
Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Lesenswerte Annäherung an ein heikles und ungreifbares Thema

Korruption in Rumänien und in Südosteuropa

Von Wim van Meurs

Für die Soziologie als Wissenschaftsdisziplin, die sich mit sozialen Gruppen und dem Zusammenhalt von Gesellschaften befasst, ist „soziales Vertrauen" ein Schlüsselkonzept. Wie die politische Repräsentation von Gruppeninteressen von einer gemeinsamen demokratischen politischen Kultur zusammengehalten wird, so kann eine Gesellschaft mit ihren unvermeidlichen sozialwirtschaftlichen Gegensätzen nur dank eines gerüttelten Maßes an sozialem Vertrauen dauerhaft funktionieren. „Korruption" gilt gemeinhin als Gegenstück dieses Vertrauens: Gruppeninteressen werden dann in der Politik nicht proportional vertreten und das Vertrauen in die Umverteilungsfunktion des Staates wird nachhaltig geschädigt.

Der Sammelband zu Korruption in Südosteuropa von den bekannten Experten Balla, Dahmen und Sterbling, Produkt einer Tagung aus dem Sommer 2011, greift nicht nur ein zentrales Thema der Soziologie auf, sondern für Südosteuropa auch ein sehr heikles Thema. Niemand würde das Problem der Korruption auf dem Balkan kleinreden wollen, aber es wäre zu einfach, die Region pauschal für „nicht-europäisch" zu erklären, als gäbe es in den Staaten der EU keine Korruption. Außerdem wird Korruption oftmals vorschnell und spekulativ mit der kommunistischen Vergangenheit bzw. mit der osmanischen Tradition des Bakschisch (Schmiergeldzahlung) in Verbindung gebracht. Ein Bild, das durch den mühsamen EU-Beitritt Rumäniens und vor allem durch die Eurokrise Griechenlands noch verstärkt wurde.

Nach gewohnt profunden Beiträgen von Ch. Giordano und A. Sterbling schließt Teil I über historische nationale und regionale Spezifika der Korruption in Südosteuropa mit Fallstudien über Bulgarien und Griechenland ab. A. Giannakopoulos betont zu Recht, dass die letzten zwanzig Jahre nicht durch ein Mehr an Korruption, sondern vor allem durch erhöhte Aufmerksamkeit z.B. durch Weltbank, EU, GRECO und Transparency International gekennzeichnet sind. Klientelismus und Korruption sind in Griechenland aus seiner Sicht keine Aberration der Politik, sondern eine strukturelle Fehlentwicklung der Modernisierung. Kritisch vermerkt der Autor, dass schwache Zivilgesellschaft und Staatsbeschäftigung als Ersatz für Wirtschaftsentwicklung Griechenland und die anderen Länder der Region verbinden. Die EU- und besonders die Euro-Mitgliedschaft haben dieses Problem aus seiner Sicht eher verstärkt als eingehegt.

In Teil II wurden drei Beiträge über Korruption und die ungarische Politik zusammengebracht. Jenseits akademischer Abstraktionen berichtete A. Kozáry von der Polizeihochschule in Budapest über Schmiergelder in typischen Bereichen wie Verkehrspolizei und Zollkontrolle. Leider reicht der Beitrag über eine Darstellung von formalen Strukturen der Korruptionsbekämpfung, über einige Indizes für das Ausmaß der Korruption in Ungarn und die Auswertung einer anonymen eigenen Umfrage unter Polizisten und Polizeianwärtern nicht hinaus.

Im Sinne A. Giannakopoulos' betrachten auch die vier Autoren von Teil III Korruption und Amtsmissbrauch als ein eng mit der europäischen Integration verbundenes Phänomen. Einerseits lenkt die EU die politische Aufmerksamkeit auf diese Makel der politischen und gesellschaftlichen „Zersetzung" (Korruption ist ein Dauerthema in den Fortschrittsberichten zu den Kandidatenländern), während die großen und bürokratisch verwalteten Töpfe der Strukturfonds aber die EU selbst für Amtsmissbrauch, Vetternwirtschaft und Korruption anfällig machen. So spricht E. Burkatzki in seiner grundlegenden Analyse plastisch von einer „institutionellen Anomie" in manchen Mitgliedstaaten der EU. Als Ursachen werden aber schwer greifbare (bzw. veränderbare) Konzepte wie Verankerung von Eigentums- und Vermögensrechten und mangelndes generalisiertes soziales Vertrauen identifiziert. Kulturelle Traditionen seien seiner Meinung nach nicht unmittelbar relevant als Indiz für das nationale Korruptionsniveau. Dagegen zeigt A. U. Gabanyi, wie sich Korruption verselbständigen kann: Erweiterungsgegner innerhalb der EU und Bukarests nicht wohlgesonnene Nachbarn benutzten die Priorität der Korruptionsbekämpfung seitens der EU als politische Waffe.

Während die meisten Konferenzbände mit mehreren Jahren Verspätung erscheinen, ist es den Herausgebern in diesem Fall gelungen, innerhalb eines halben Jahres eine sorgfältig redigierte Bündelung der Konferenzbeiträge vorzulegen. Dadurch, dass die Beiträge (leicht) überarbeitete Vorträge sind, sind sie leserlich und klar strukturiert. Die Kehrseite ist, dass Vorträge nicht abgestimmt sind, wodurch jeweils mehrere Autoren sich von Neuem mit der Definitionsfrage, mit einem Überblick der relevanten Korruptionsbekämpfungsinstitutionen und einer Ursachenanalyse auseinandersetzen. Zu erwarten, dass die Autoren aufeinander aufbauen und die Thematik immer weiter vertiefen, wäre aber für einen Sammelband eine unberechtigte Forderung. Insgesamt eine lesenswerte Annäherung an ein heikles und ungreifbares Thema.

Bálint Balla, Wolfgang Dahmen, Anton Sterbling (Hrsg.): *Korruption, soziales Vertrauen und politische Verwerfungen. Unter besonderer Berücksichtigung südosteuropäischer Gesellschaften.* *Krämer Verlag, Hamburg 2012 (= Beiträge zur Osteuropaforschung, 18), 289 Seiten, 34,80 €.*

Ausstellungsband über Malerei aus den Donauländern

Der Mensch. Der Fluss ...

Von Hanna Nogossek

Der großformatige Bildband mit dem Titel „Der Mensch. Der Fluss." erschien 2011 als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die bis in das Jahr 2013 durch Europa wandern wird. Die Gestaltung des Umschlags gibt nähere Auskunft: Der Name des Flusses – Donau – erscheint in mehreren Sprachen und im Untertitel ist zu lesen: „Malerei der Donauländer". Assoziationen stellen sich ein, viele Bücher über die Donau kommen in den Sinn – zunächst wohl das faszinierende Opus von Claudio Magris „Donau. Biographie eines Flusses" (1988), aber auch Eva Demskis „Mama Donau" (2001) oder der Bildband von Frank Gaudlitz „Warten auf Europa. Begegnungen an der Donau" (2006).

In der Ausstellung werden 18 Künstler aus neun Donauländern mit ihren Werken präsentiert: aus Deutschland, Österreich, aus der Slowakei, aus Ungarn, Kroatien, Serbien, Bulgarien und Rumänien. Ein Kurator aus jedem dieser Länder wählte die Künstler für die Ausstellung aus und verfasste die Katalogtexte über „seine" Künstler. Für die Ausstellungskonzeption zeichnen Martin Rill und Swantje Volkmann vom Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm verantwortlich; Rill ist zugleich Herausgeber des Bandes und Verfasser des Vorworts. Brigitte Reinhardt, Kuratorin, schrieb den einleitenden Essay, in dem das Ausstellungsprojekt und die einzelnen Künstler vorgestellt werden. Alle 64 Bilder, die in der Ausstellung gezeigt werden sind in dem mit farbigen Abbildungen ausgestatteten Begleitbuch abgebildet.

Zum Konzept der Ausstellung und des Buches, zur Auswahl der Künstler schreibt Rill: *„Künstler aus den Ländern von der Quelle bis zur Mündung wurden aufgefordert, ihre Sicht des königlichen Flusses auf Tafelbildern zu verewigen. [...] Das Menschenbild, die Befindlichkeit des Menschen, sind zentraler Gegenstand der Ausstellungsreihe. Im Ergebnis entstand eine einzigartige Sicht von jungen Kunstschaffenden auf den Fluss und seine Menschen"* (S. 11). Und Reinhardt führt in ihrem Essay aus: *„Aber eines haben sie [die Künstler] gemeinsam. Die Länder, die sie prägten und in denen sie heute leben, liegen alle an der Donau [...]. Auf dieses gemeinsame Stück Landschaft und seine Menschen nimmt die Ausstellung Bezug"* (S. 13).

Die hier angesprochenen Bezüge erschließen sich dem Leser jedoch nicht unbedingt. Ein sehr weites Spektrum von Genres, Gegenständen und Techniken ist zu sehen: Landschaften, Menschen, figürliche und abstrakte Formen, Gemälde, Aquarelle, Collagen und Digitalprints. Die Kurzbiografien sind leider auch sehr unterschiedlich, so dass man nicht immer erfährt, wo der Künstler geboren wurde und wo er lebt.

Bei der Betrachtung des Buches stellt sich der Eindruck von bunter Beliebigkeit ein; es sind Bilder zu sehen, deren einzige Verbindung die Tatsache ist, dass die Künstler in einem Land an der Donau geboren wurden und/oder dort leben – aber nicht unbedingt an der Donau selbst. Mindestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und noch stärker seit der politischen Wende in Mittel- und Osteuropa vor mehr als 20 Jahren lässt sich die europäische Kunst weder national noch regional zuordnen. *„Die Teilnehmer/innen an diesem Projekt gehören einer Generation an, für die die Unterscheidung in West- und Ostkunst wohl keine Rolle mehr spielt"*, schreibt auch Brigitte Reinhardt (S. 14). Was aber macht dann die hier gezeigte „Malerei der Donauländer" aus? Zeigt sie ein besonderes Verhältnis zum Menschen, zum Fluss (Donau)? Auch das erschließt sich nicht unbedingt. Beide Fragen sollte man wohl heute so nicht mehr stellen – weder als Ausstellungsmacher/Herausgeber noch als Betrachter. Das Konzept und der Titel der Ausstellung und des Buches sind nicht unbedingt kongruent mit der Kunst, die darin präsentiert wird. Für den an zeitgenössischer Kunst Interessierten ist es dennoch eine gleichermaßen interessante, informative und unterhaltsame Lektüre.

Martin Rill (Hg.): *Der Mensch. Der Fluss. Malerei der Donauländer. Along the river of men: paintings from the danube countries.* *Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm 2011, 144 Seiten, zahlr. Ill., 19,90 €.*

Caragiale-Jahr 2012. Kranzniederlegung am 23.08.1964, dem Nationalfeiertag der Rumänischen Volksrepublik, an der Caragiale-Büste durch Maximilian Scheer (1896-1978, Publizist, Schriftsteller) und Heinz Kahlau (1931-2012, Schriftsteller). Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Ein Meer, zwei Kontinente, elf Länder

Mit dem Wohnmobil ums Schwarze Meer

Von Claudiu Zippel

Die wenigsten Urlauber wissen, woher das Wort *Urlaub* kommt. Wer dieser schönen Beschäftigung nachgeht, tut etwas, das zunächst im 8. Jahrhundert als althochdeutsche Form *urloub* entstand. Als Nominalbildung zu *erlauben* findet man sie später als mittelhochdeutsche Variante *urloup,* was allgemein *Erlaubnis* oder *das Erlaubte* bedeutete – wie uns ein kurzer Blick ins Wahrig Wörterbuch lehrt. Der erste Urlauber war also der Ritter, der seine Dame oder seinen Herren um Urlaub bat, wenn er sich vorübergehend oder auch endgültig vom Hof oder vom Heer verabschiedete.

Erst seit 1918 ist der Urlaub eine vertragliche Vereinbarung, die jedem eine bezahlte Freizeit während eines Arbeits- oder Dienstverhältnisses zusichert. Nach ebensolchen zwei, drei Urlaubswochen gehört es heutzutage zu den angenehmen Pflichten des modernen Menschen, seinen Freunden und Arbeitskollegen vom ausnahmslos wunderbaren Wetter, dem vorzüglichen Essen und all den anderen mehr oder weniger gesunden Ausschweifungen Bericht zu erstatten. Denn der Alltag nimmt einen nach einigen Tagen dann doch wieder in seine Fänge, und alles gerät bis zum nächsten Urlaub in Vergessenheit ...

Es sei denn, man führt während des Urlaubs akribisch Buch über all das Gesehene und Erlebte - wie Frau Küttner und Herr Pelchen dies in ihrem Reisebuch taten. Nach dem Motto *Verba volant – die Reisebücher nicht!* Die Reise beginnt und endet in Berlin und führt über Tschechien, die Slowakei, Ungarn und Rumänien hin zum Schwarzen Meer. In ihrem zum Wohnmobil umgebauten LKW vom Typ IFA L60, den die Autoren liebevoll auf den Namen „Gelbes Ungetüm - GeU“ getauft haben, und der bereits zwei Jahre zuvor etwa 50.000 Kilometer durch 28 Länder des afrikanischen Kontinents absolvierte, startet das Autorenpaar 2010 eine Reise durch elf Länder Osteuropas und Vorderasiens und legt innerhalb von 100 Tagen über 10.000 Kilometer zurück. Geplant war eine Rundreise um das gesamte Schwarze Meer, doch in Georgien stellten sie fest, dass ihnen die Zeit für eine weitere Fahrt nach Russland durch Georgien zu knapp wird. Also fuhren sie in die Türkei zurück und stiegen in Trabzon auf eine Fähre um, auf der sie das Schwarze Meer überquerten, und gingen nach nur einem Reisetag im russischen Hafen Noworossijsk wieder an Land.

Nicht nur durch die vergleichsweise einfachen Einreiseformalitäten überrascht Rumänien die zwei Reisenden positiv. Küttner und Pelchen bewundern die Vielfalt der Pflanzen- und Tierwelt im Donaudelta, und die landschaftlichen Besonderheiten des größten Naturschutzgebiets Europas wecken ihre Neugier und ihren Wunsch wiederzukommen. Von Galatz/Galaţi über Tulcea reisen sie dann zu den bekannten Urlaubsorten Mamaia und Konstanza/Constanţa weiter und verlassen anschließend das Land in Richtung Bulgarien.

Der Blick der beiden Autoren fällt meiner Meinung nach zu oft und zu ausführlich auf banale, alltägliche und zum Teil wirklich uninteressante Reisedetails. Den geographischen und kulturellen Besonderheiten der Landschaften und Länder, deren Gast sie waren, schenken sie hingegen zu wenig Aufmerksamkeit. Auch zur Reiseplanung machen die zwei Autoren wenige Angaben. Nützliche Einzelheiten für potenzielle Touristen, etwa über die Reiseroute oder über die benötigten Reisedokumente und Reisevorbereitung, werden nicht ausdrücklich und konsequent genug einbezogen, sondern lassen sich den täglichen Aufzeichnungen nur gelegentlich entnehmen.

Swantje Küttner und Arthur Pelchen halten zwar ihr anfängliches Versprechen, eine Reise in 100 Tagen um das Schwarze Meer und von über 10.000 zurückgelegten Kilometer durch elf Länder zu bewältigen. Doch die auf insgesamt 156 Seiten monoton protokollierte Urlaubsreise bietet dem Leser zu wenig und überwiegend Allgemeininformationen. Wer nach knapp 100 Urlaubstagen lieber bürokratische Hürden an Grenzübergängen schildert, als sich an nennenswerte Begegnungen mit Mensch und Natur zu erinnern, wer sich lieber mit Autopannen beschäftigt und eher deren Beseitigung beschreibt, als beispielsweise landschaftliche Sehenswürdigkeiten oder kulturelle Besonderheiten auf dem Papier zu verewigen, der entmutigt gleichermaßen Hobby-Reisende und Urlaubsabenteurer und stellt den Leser auf eine harte Geduldsprobe.

Swantje Küttner, Arthur Pelchen: ***Eine Reise ums Schwarze Meer. Mit dem Wohnmobil nach Osteuropa und Vorderasien.*** *Ontour-Verlag, Berlin 2011, 156 Seiten, 14,90 €.*

Caragiale-Jahr 2012. Warten auf die Radsportler während der Internationalen Friedensfahrt am 02.05.1959 in der Pankower Mühlenstraße. Foto: Archiv Janusz-Korczak-Bibliothek

Schwarz-Weiß-Aufnahmen des Fotografen Martin Kulinna

Von der Maramuresch – „hinter den sieben Bergen“

Von Josef Sallanz

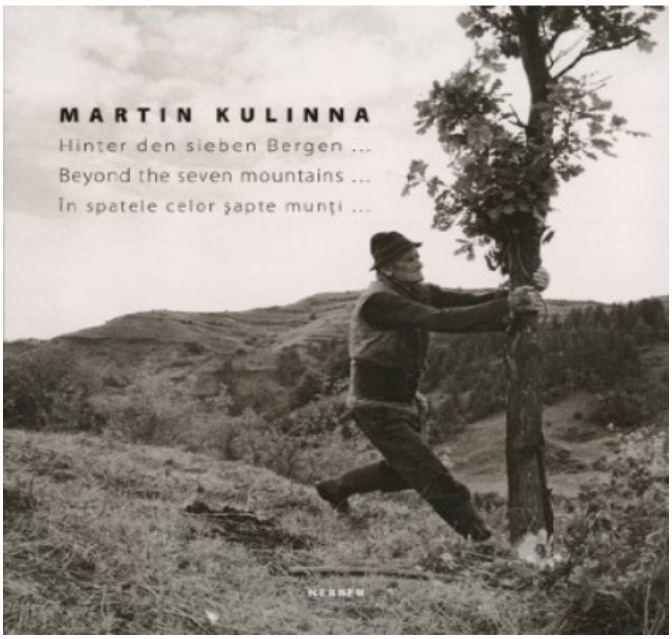
Mit seinem jüngsten Bildband präsentiert uns der mehrfach ausgezeichnete Fotograf Martin Kulinna aus Waren an der Müritz, der sich ausschließlich mit Schwarz-Weiß-Aufnahmen beschäftigt, eindrucksvolle Bilder von der sich im Nordwesten Rumäniens befindenden Kulturlandschaft Maramuresch. Die Bilder hat er während mehrerer Aufenthalte in der in den Karpaten gelegenen Region zwischen 2005 und 2010 aufgenommen.

Auf die ethnische Vielfalt der Maramuresch, die von den Deutschen der Region Marmarosch genannt wird, weist im dreisprachigen Vorwort Andrè Meier hin (auf Deutsch, Englisch und Rumänisch). Die Marmarosch war hauptsächlich von Rumänen, Ukrainern, Ungarn, Deutschen, Juden und Roma bewohnt. Diese ethnische Vielfalt ist immer noch in der Region vorhanden, auch wenn die Anzahl der Juden und Deutschen inzwischen verschwindend gering ist. Die kulturelle Landschaft speist sich aus dieser Diversität und konnte bis in die heutige Zeit viel von ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Kulinna zeigt uns jedoch keine herausgeputzte Region mit Menschen in Festtagstracht. Er lichtet die Menschen im Alltag ab, wo beispielsweise die Kinder in Jogginghosen spielen wie anderswo auch. Diese posieren hier stolz vor alten holzgeschnitzten Toren und Pforten (wie in Bogdan Vodă, bis 1968 trug die Siedlung den Namen Cuhea, S. 48), die eine herausragende Rolle im Erscheinungsbild der Maramuresch spielen. Die reichhaltige Metaphorik und die beeindruckenden Ornamente der Pforten und Tore (z. B. in Bârsana, S. 72), die ohne Benutzung von Modellen geschnitzt wurden, gehen auf regionale Traditionen zurück, die über Generationen weiter gereicht wurden. Solche Tore und Pforten findet man in (fast) jedem Dorf der Maramuresch. Eindrucksvoll hat Kulinna die Vergänglichkeit der Zeit mit dem Plausch der beiden älteren Frauen auf dem „Heiteren Friedhof“ von Săpânţa (S. 49) eingefangen. Aufmerksam, vielleicht auch skeptisch hört die eine Frau der anderen zu, die anscheinend genau weiß, welche Richtung einzuschlagen ist. Zwar kann man auf dem Foto das herrliche blau der traditionellen Holzkreuze, die von einem ortsansässigen Künstler mit handgemalten Bildern der Verstorbenen und Versen zu ihrem Leben gestaltet wurden, kaum erahnen, doch spürt man die atmosphärische Einzigartigkeit, die auf diesem Friedhof herrscht.

Ein anderes Foto lässt einen an ein Gemälde denken: Wie ein Stillleben mit Öllampe und Fliegenpapier erscheint uns der wohl nach dem Abendbrot verlassene Tisch in einer kargen Küche in Slătioara (S. 83). Großartig sind auch die Landschaftsbilder, die gerade durch den Verzicht von Farbe bestechen, wie die Winterlandschaft in Bârsana (S. 93) oder das Foto, welches in der Nähe von Bocicel (S. 28) aufgenommen wurde. „Der Blick wird in die Tiefe gezogen“, heißt es dazu im Vorwort, „das diffuse Licht verheißt Transzendenz, verspricht eine größere Welt hinter der uns so vertrauten. Auch wenn sich eine Straße durch das von sanft abfallenden Hügeln gesäumte Tal schlängelt und ein paar Heuschober auf den Wiesen zu erkennen sind, so scheint doch kein Mensch die Stille und Erhabenheit dieser malerischen Szenerie stören zu können“.

Kulinna überzeugt ebenso mit seinen klaren Porträts, wie etwa mit dem von den jungen Männern aufgenommen im ruthenischen Weiler Obcina (S. 78), einem Almdorf ohne Zufahrtsstraße, Strom und Fahrzeuge, in das mit dem Rucksack die nicht dort produzierten Lebensmittel und die notwendigen Utensilien hoch- und die Lebensmittel für den Verkauf abtransportiert werden.

Zu den einzelnen Motiven sind am Ende dieses besonderen Bandes der Ort und das Entstehungsjahr der Aufnahmen angegeben – mehr nicht. Hier hätte man sich zuweilen mehr Informationen zu den Bildern gewünscht. Doch vermutlich will Martin Kulinna seine Schwarz-Weiß-Aufnahmen für sich allein sprechen lassen: Tanzt auf dem Buchumschlag der Mann mit dem Baum? Nein, er holzt einen der noch wenigen dort auf dem Berg bei Bogdan Vodă stehenden Bäume ab.



Martin Kulinna: ***Hinter den sieben Bergen … Beyond the seven mountains … În spatele celor şapte munţi …*** *Kerber Verlag, Bielefeld/Leipzig/Berlin 2011, 95 Seiten, 29,95 €.*

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident	Dr. Gerhard Köpernik
Vizepräsidentin	Hermine-Sofia Untch
Schatzmeister	Wilfried Lohre
Schriftführerin	Mona Vintilă
Beisitzer	Janna Jähnig
	Christof Kaiser
	Elisabeth Packi
	Marianne Theil

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Dr. Josef Sallanz

Prof. Dr. Larisa Schippel

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

☐ Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.

☐ Ich möchte die DRH beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.

☐ Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.

☐ Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Wilfried Lohre
Petzower Straße 11
14109 Berlin

BEITRITTSERKLÄRUNG

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!
Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60,- € (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der
Postbank Berlin • Konto-Nr.: 230108 • BLZ: 100 100 10.

Name.....

Anschrift.....

E-Mail.....

Telefon.....

Ort, Datum, Unterschrift.....